

Zürcher Journalistenpreis 09

Bernard Imhasly

Preis für das Gesamtwerk

Catherine Boss

Martin Stoll

Karl Wild

Der Fall Nef

Roland Bingisser

Das dritte Mal in der dritten Klasse

Dinu Gautier

Nestlégate

Der Zürcher Journalisten- preis

Es gibt nicht wenige Medienpreise in der Schweiz. Kaum einer aber hat eine so lange Tradition wie der Zürcher Journalistenpreis, der vom Zürcher Presseverein (ZPV) ins Leben gerufen und 1981 erstmals verliehen worden ist. Trägerin ist heute die Stiftung Zürcher Journalistenpreis. Ihr Zweck ist es, über die Ausschreibung und Vergabe eines Preises einen konkreten Beitrag zur Förderung der journalistischen Qualität zu leisten. Die Prämierung von herausragenden Arbeiten soll Journalistinnen und Journalisten ermutigen, ihre unter immer anspruchsvolleren Bedingungen zu leistende Aufgabe inhaltlich wie auch stilistisch auf hohem Niveau zu meistern und journalistische Werke zu schaffen, die über den Tag hinaus in Erinnerung bleiben.

Die Arbeiten, die in Produkten von Medienverlagen der Kantone Zürich und Schaffhausen publiziert worden sind oder die von Autorinnen und Autoren stammen, die hauptsächlich in diesen Kantonen tätig sind, werden von einer unabhängigen, sich aus Journalisten und Publizisten zusammensetzenden fünfköpfigen Jury begutachtet. Jährlich gehen über 150 Arbeiten ein, die in einem mehrstufigen Verfahren ausgewertet werden. Die Preisgelder stammen von einer ganzen Reihe von Sponsoren. Bewusst verzichtet die Stiftung auf einen Hauptsponsor, um die Unabhängigkeit des Journalistenpreises auch in dieser Hinsicht zu gewährleisten. Die feierliche Preisverleihung, zu der zahlreiche Persönlichkeiten aus Medien, Politik und Wirtschaft eingeladen werden, wird mit dem Beitrag finanziert, den der ZPV der Stiftung aus dem Erlös des Schweizer Medienballs & Zürcher Presseballs zuspricht.

Preisträger 2009

Bernard Imhasly

Preis für das Gesamtwerk 6

Kategorie Zeitung

Catherine Boss

Martin Stoll

Karl Wild

Der Fall Nef 13

Kategorie Zeitschrift

Roland Bingisser

Das dritte Mal in
der dritten Klasse 20

Kategorie Nachwuchs

Dinu Gautier

Nestlégate 26

Grussadresse des Stiftungsratspräsidenten

Sehr geehrte Damen und Herren

Die Finanzkrise hat die Printmedien früh erfasst. Bereits Ende des letzten Jahres haben einzelne Verlagshäuser als Sparmassnahmen den Abbau von Stellen im redaktionellen und journalistischen Bereich angekündigt. Die Zahl solcher Ankündigungen hat sich seither erhöht, und der Abbau ist im Gang. Zudem sind in diesem Jahr in der Schweiz bereits eine Gratis-Wirtschaftszeitung eingestellt und zwei Fusionen bzw. Übernahmen von Verlagshäusern bekannt gegeben worden.

Es steht zu befürchten, dass diese Entwicklung die Qualität des journalistischen Schaffens nicht unberührt lassen, sondern sie vielmehr spürbar beeinträchtigen wird. Ein verschärfter Wettbewerb, einschneidende Kostenreduktionen und – als Folge davon – zunehmender Zeitdruck werden es den Printmedienschaffenden schwerer machen, qualitativ einwandfreie Arbeit zu liefern und so die Funktion der Medien als «public watch dogs» (um die Worte des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte zu gebrauchen) auf dem nötigen Niveau wahrzunehmen.

Deshalb ist es in diesen Zeiten besonders nötig, die Journalistinnen und Journalisten zu motivieren, in ihrer täglichen Arbeit stets um Qualität bemüht zu sein. Dies tut die Stiftung Zürcher Journalistenpreis seit 1981, indem sie jährlich journalistisch herausragende Arbeiten auszeichnet und mit respektablen Preisgeldern belohnt.

Finanziert wird diese Tätigkeit durch eine Reihe wohlgesinnter Sponsoren sowie durch einen Anteil am Erlös des Schweizer Medienballs & Zürcher Presseballs, den der Zürcher Presseverein ZPV, Trägerorganisation des Balls, der Stiftung jährlich zuspricht. Zur grossen Freude des Stiftungsrats sind die Sponsorenbeiträge in diesem Jahr nicht zurückgegangen, sondern sogar leicht angestiegen, und der vom ZPV zugesprochene Betrag ist ebenfalls höher ausgefallen als im letzten Jahr.

Für diese Unterstützung sei den (auf Seite 39 dieser Broschüre genannten) Sponsoren, dem ZPV sowie auch den Gästen des Medienballs ganz herzlich gedankt.

Dr. Christoph Born
Rechtsanwalt
Präsident der Stiftung Zürcher Journalistenpreis

Weiter im Stiftungsrat

.....
Dr. Esther Girsberger
freie Journalistin/Publizistin

.....
Manuela Nyffenegger
Neue Zürcher Zeitung

.....
David Strohm
NZZ am Sonntag

.....
Geschäftsführung

.....
Monika Menne

.....
Jury

.....
Fredy Gsteiger (Präsident)
Radio DRS

.....
Andrea Masüger
Die Südostschweiz

.....
Marco Meier
Radio DRS

.....
Susanne Mühlemann
Bilanz

.....
Margrit Sprecher
Publizistin



Fredy Gsteiger wurde 1962 in Bern geboren. Schon als 19-jähriger Gymnasiast liess er sich mit dem Journalismus ein, der ihn seither nicht mehr losliess. Während des Studiums der Wirtschaftswissenschaften in St.Gallen und später der Politikwissenschaft in Lyon und im kanadischen Québec arbeitete Gsteiger als Werkstudent für den Berner «Bund» und für das «St.Galler Tagblatt», in dessen Auslandredaktion er später eintrat. Nach einer Hospitanz bei der deutschen Wochenzeitung «Die Zeit» wechselte er nach Hamburg. Dort war er zuerst viereinhalb Jahre lang für die Nahostberichterstattung zuständig, danach ging er als Korrespondent nach Paris. 1997 übernahm Fredy Gsteiger die Chefredaktion der «Weltwoche» in Zürich, 2002 wechselte er vom Zeitungszum Radiojournalismus und wurde Produzent des «Echo der Zeit» von Schweizer Radio DRS. Seit vier Jahren kümmert er sich als dessen diplomatischer Korrespondent um Themen der internationalen Aussen- und Sicherheitspolitik. Gsteiger ist Vorstandsmitglied des International Press Institute IPI und seit 2005 Präsident der Jury des Zürcher Journalistenpreises.



Geboren am 14. März 1957 in Chur. Andrea Masüger absolvierte die Schulen und eine Lehre als Fotograf in Chur. 1977 trat er als Praktikant in die Redaktion der «Bündner Zeitung» ein. Von 1979 bis 1987 arbeitete er als Bundeshausredaktor für die «Bündner Zeitung» in Bern, dabei war er auch für Schweizer Radio DRS, die «Berner Zeitung» und andere Medien tätig. 1987 wurde er stellvertretender Chefredaktor, 1992 dann Chefredaktor der «Bündner Zeitung». 1997 übernahm er die Chefredaktion der «Südostschweiz». Heute ist Masüger Publizistischer Direktor der Südostschweiz Medien und Delegierter des Verwaltungsrates der Südostschweiz Presse und Print AG sowie Stellvertreter des Verlegers. Zu seinen Hobbys zählen Fotografieren und Wein.

Marco Meier



Marco Meier, geboren 1953 im luzernischen Sursee, studierte Philosophie und Theologie an der Universität Fribourg. Er war von 1980 bis 1984 Redaktor bei der «Weltwoche» und – nach einer längeren Studienreise durch die USA und Lateinamerika –

von 1985 bis 1987 Redaktor bei der Zeitschrift «Magma». 1988 bis 1995 war Meier stellvertretender Chefredaktor der Zeitschrift «du» unter Dieter Bachmann von 1988, danach bis 1998 Direktor des Medienbildungszentrums (MAZ) in Luzern. Als Chefredaktor kehrte er zum «du» zurück, das er bis Ende 2002 leitete. Von 2003 bis 2008 war Marco Meier Redaktionsleiter der «Sternstunden» beim Schweizer Fernsehen. Seit März 2008 ist er Programmleiter von Schweizer Radio DRS 2. Marco Meier wohnt mit seiner Frau und zwei Kindern in Luzern.

Susanne Mühleemann



Susanne Mühleemann, geboren 1968, ist im Kanton Thurgau am Untersee aufgewachsen. Nach der Matura und dem Studium der Staatswissenschaften an der Hochschule St. Gallen stieg sie als Wirtschafts-

redaktorin bei der «Bilanz» ein. Es folgten Stationen als Wirtschafts- und Medienredaktorin beim «Tages-Anzeiger» und beim «SonntagsBlick». Bei beiden Blättern betreute sie die eigens aufgebauten Medienseiten. 2003 wechselte Mühleemann als Ressortleiterin Wirtschaft und Medien zur «AargauerZeitung»/«Mittelland Zeitung». Danach war sie von 2005 bis 2007 stellvertretende Chefredaktorin beim «SonntagsBlick», wo sie auch als Autorin für Wirtschaft und Politik wirkte. Seit September 2008 ist sie bei der «Bilanz» für das Ressort Trend verantwortlich.

Margrit Sprecher



Margrit Sprecher wurde in Chur geboren und studierte in München und Wien Zeitungs- und Theaterwissenschaft. Bis 1999 leitete sie das Ressort Leben heute bei der «Weltwoche»; seither arbeitet sie als Reporterin für Zeitschriften im In- und Ausland sowie als Buchautorin. Zu ihren Werken gehören unter anderem: «Leben und Sterben im Todes-

trakt» (Haffmanns Verlag); «Ungebetene Besuche», Reportagen und Porträts (Suhrkamp Verlag); «Sich aus der Flut des Gewöhnlichen herausheben – die Kunst der grossen Reportage» (Picus Verlag); «Die Mitte des Volkes – Expeditionen in die Welt der SVP» (Edition Patrick Frey) und «Das andere Radio – DRS 2» (NZZ Libro).

Margrit Sprecher erhielt etliche Preise, darunter den deutschen Kisch-Preis (1992), den Zürcher Journalistenpreis für ihr Gesamtwerk (2003) und den Bündner Literaturpreis (2008). Margrit Sprecher lebt in Zürich und Graubünden.

Der Zürcher Journalistenpreis 2009

wird

Bernard Imhasly

für sein

Gesamtwerk

verliehen.

Zürich, 6. Mai 2009

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Marco Meier



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher

Laudatio



Bernard Imhasly

Der Journalismus war meine erste Berufung, aber erst mein dritter Beruf.

In Sierre/VS 1946 geboren, gab es für den Sohn eines Arbeiters nur eine Möglichkeit zum Studium: in einem Internat, das auf Priester-Nachwuchs aus war. Doch das Kollegium in Rheineck und Einsiedeln stellte die Frage nach der Berufung so penetrant, dass sie einen Agnostiker produzierte. Auch das Uni-Studium in Zürich führte zunächst auf Abwege. Ethnologie sollte in die Ferne entführen, Germanistik bot die Sicherheit des Lehrerberufs. Volontariate bei der NZZ boten wenig Hoffnung für einen verheirateten Doktoranden mit Kind, der vom Korrespondentenjob in Indien träumte. Eine Assistentenstelle an der Alma Mater bot einen provisorischen Rettungsring. Doch nach fünf Jahren meldete ich mich beim diplomatischen Dienst. Den Posten in Genf und London folgten vier Jahre in Bern. 1984 gelang der Sprung an die Schweizer Botschaft in Delhi. Doch auch im Diplomatenberuf fand ich nicht meine Berufung. 1989 verliess ich das EDA und begann auf eigene Faust mit Journalismus – für die «Weltwoche» und den «Bund», später das Rotterdamer «NRC Handelsblad». Als 1990 die Halbzeit-Stelle des NZZ-Korrespondenten in Delhi frei wurde, wurde ich, «auf Zusehen hin», zum «regelmässigen freien Mitarbeiter» berufen. Diese Freiheit bot mir, neben dem Stolz, für ein Weltblatt zu arbeiten, den Freiraum, auch für den «Bund», den Deutschen Dienst der BBC, die Berliner «taz», das «Handelsblatt», die «Presse» und den Winterthurer «Landboten» zu schreiben. Im dritten Anlauf war ich endlich bei meiner ersten Liebe gelandet. Sie wird auch den Abschied vom Beruf überdauern, genauso wie Indien meine Wahlheimat bleiben wird.

Laudatio für das
Gesamtwerk von Bernard Imhasly

Die Autorenzeilen in der «Neuen Zürcher Zeitung» sind bekanntlich bisweilen eher kryptisch. Man muss schon ein Rätselfreund sein oder mit detektivischen Fähigkeiten ausgestattet, um herauszufinden, wer sich hinter welchem Kürzel verbirgt. Denn einfach die Anfangsbuchstaben von Vor- und Nachnamen zu nehmen, nein, das wäre der NZZ wohl zu simpel.

Mit Gross-B, Klein-Y wurde jeweils jener identifiziert, um den es hier geht. Er berichtete viele Jahre lang aus Südasien, vor allem aus Indien. Und er berichtete so souverän, nachhaltig und engagiert, dass ich irgendwann im Impressum nachschaute, wer sich hinter Gross-B, Klein-Y verbarg. Vielleicht ist das, also neugierig zu machen, gerade der Zweck der NZZ-Kürzel.

Bernard Imhasly heisst er also. Und nachdem Südasien eine Region ist, die ich selber eher selten bereise, gebe ich zu, dass er mein Bild von dieser Weltgegend massgeblich geprägt hat. Was ich überhaupt über diese Grossregion weiss, habe ich zu einem guten Teil Gross-B, Klein-Y zu verdanken.

Und ich war, finde ich, gut bedient mit seinen Berichten, Geschichten, Reportagen, Analysen und Kommentaren. Er hat mir geholfen, diese komplexe Region und das enorm vielschichtige Indien ein bisschen besser zu verstehen. Ein Land, das von Gandhi bis zu Atomwaffen reicht, von Armen in Kalkutta bis zu Computercracks in Bangalore.

Bernard Imhasly brachte mir all das näher. Vor allem auch, weil der Raum seines journalistischen Wirkens nicht ein Büro in Delhi war, weil er im Gegenteil hinauszog ins Land, sich

die Dinge selber anschaute, mit Menschen sprach und so Indien nicht nur erklärte, sondern auch spürbar, hörbar, riechbar machte.

Leider wird das im Journalismus immer seltener. Allzu oft fangen Recherchen nicht nur im Internet an, sondern hören dort gleich auch schon auf. Manche Korrespondenten leben zwar in fernen Landen – aber leben sie wirklich dort? Hängen sie nicht fortwährend am Tropf der Agenturmeldungen? Ich weiss, die Reisebudgets sind immer karger ausgestattet. Und die Heimredaktionen zunehmend irritiert, wenn ihr Mann vor Ort nicht jederzeit erreichbar ist, weil er halt grad irgendwo draussen recherchiert. Aber dennoch!

Bernard Imhasly ging raus, trotz solcher Zwänge. Und er liess uns spüren, dass ihm Indien wichtig war. Genau damit erfüllte er eine der nobelsten Aufgaben eines Journalisten: Jene des Vermittlers zwischen Welten. Dafür gebührt ihm der Preis für das Gesamtwerk.

Fredy Gsteiger

NZZ 25.06.2004

*Kurtisanen und Künstler in Pakistans
Kulturkonflikt*

*In Pakistan wird, wie in vielen islamischen
Gesellschaften, der Konflikt zwischen religiöser
Orthodoxie und säkularen Lebensweisen
nicht zuletzt im Bereich der Kunst ausgetragen –
teils offensiv und teils mit Rückgriff auf
traditionelle Formen.*

Nach dem Sonnenuntergang, wenn etwas Wind aufkommt und sich die brütende Hitze verflüchtigt, kommt wieder Leben in die pakistanische Hauptstadt Lahore. In der Fort Road im Hira-Mandi-Bezirk kühlen junge Männer mit Wasser den Asphalt, junge Frauen treten auf den Balkon hinaus, bücken sich über das Geländer und wechseln mit Iqbal Hussain ein paar Worte. Dieser hat auf dem Trottoir gegenüber seinem Coocu's Café ein paar Plasticstühle aufgestellt, den Gitterzaun im Rücken, der die Strasse vom Grüngürtel um die Grosse Moschee trennt. Motorisierte Dreirad-Rikschas fahren heran, Frauen steigen mit vollen Einkaufstaschen aus und bezahlen den Fahrer. Dann gehört die Strasse wieder den Knaben und ihrem Cricketspiel.

Zusammenprall der Zivilisationen

Die Fort Road in Lahore ist nicht nur ein kleines städtisches Idyll. Sie ist auch, wenn es denn einen Zusammenprall der Zivilisationen gibt, eine seiner vielen Kampfzonen. In diesem Fall trennt die Front nicht Religionen, sie verläuft vielmehr mitten durch eine islamische Gesellschaft und lässt unterschiedliche Auffassungen über Religion und Alltag, über Kunst und Sexualität aufeinanderprallen. Iqbal Hussain ist der Besitzer des Restaurants, aber er ist auch ein Künstler und Kunstlehrer. In seinem Lokal stehen Skulpturen von Hindugöttern, sind Steinplatten mit persischen Inschriften in die Wand zementiert. Eine kitschige Marienstatue ziert eine Nische, und in einer Voliere kauert, statt einem Papagei, der Affengott Hanuman. Vor der Tür stand einmal eine Stele auf dem Gehsteig, sagt Iqbal, die von ihm gemeisselte Figur eines Mannes, die aus dem viereckigen Stein herauswuchs, aber erst beim Kopf so etwas wie Figürlichkeit zeigte. Sie war offensichtlich gegenständlich genug, um ihm Besuch von der Grossen Moschee nebenan zu beschern: «Der Mullah sagte: ‹Das ist Blasphemie, denn es ist

die Darstellung eines Menschen. Du weisst, welche Strafe auf Blasphemie steht. Und glaube ja nicht, dass wir nicht wissen, was in deinen Räumen hängt.› Ich wusste, was das bedeutet. Ich habe keine Angst, aber ich muss sechzehn Menschen ernähren.»

Was die Mullahs der Grossen Moschee besonders erzürnt, sind die Bilder, die Iqbal von den Frauen an der Fort Road malt. Es sind die Frauen, die über die Balkone lehnen, jene, die mit Iqbal reden, wenn sie aus den Rikschas steigen. Es sind Prostituierte; aber nur die Mullahs nennen sie Huren. In der Alltagssprache von Lahore heissen sie immer noch «Nautch Girls», Tanzmädchen. Der Name knüpft an eine Tradition an, als Sexualität ausserhalb der Ehe noch zum Code eines komplexen kulturellen Verhaltens städtischer Eliten gehörte, eingebettet in Musik und Tanz und die Rezitation von Gedichten. Es war inspiriert vom höfischen Ritual und von dessen Pflege einer exquisiten und umfassenden Sinneslust. Auch Iqbals Mutter war, wie seine Grossmutter und seine Tante, Tanzmädchen am Hof des Maharadschas von Patiala gewesen.

Sinnentleerte Körperlichkeit

In Hira Mandi, benannt nach Hira, einer berühmten Kurtisane der Mogulzeit, wird immer noch getanzt, und nach ihrem Auftritt werden die Nautch Girls von den Gästen mit Geldnoten bestreut. Wenn in einem der vielen Frauenhaushalte ein Mädchen geboren wird, ist dies – im Gegensatz zum Rest des Subkontinents – Anlass für ein Fest. Doch heute ist es, sagt Iqbal Hussain, meist Karaoke-Musik, zu der die Frauen tanzen, und die Kunden kommen rasch zur Sache. Die üppigen Leibesrundungen der Frauen, die aus den Rikschas steigen, sind nicht mehr Ausdruck eines alten Schönheitsideals, sondern die Folge von Alkohol und depressiver Esssucht. Hussain malt diese Frauen, in ihrer ganzen sinnlichen und sinnentleerten Körperlichkeit, in grossen Gemälden auf Sperrholz – «ich steche mit meinem Pinsel zu, eine Leinwand würde das nicht ertragen».

Als Iqbal Hussain erstmals seine Porträts zeigte, wurde die Galerie noch am Eröffnungstag von den Behörden geschlossen. Heute ist er erfolgreich, Ausländer kaufen seine Bilder, und soeben hat er eine Ausstellung in den Räumen der Weltbank in Islamabad gezeigt. «Bekanntheit ist mein einziger Schutz», sagt er mit einem Seitenblick auf die Grosse Moschee.

Versteckspiele

Iqbal Hussain ist nur einer der vielen pakistanischen Künstler, die mit einer Mischung von Ernst und Pffiffigkeit ihre Vision einer offenen islamischen Kultur verteidigen. Neben Hira Mandi hatte Lahore noch eine andere berühmte Kurtisane, die sich ebenfalls im Namen eines Quartiers – Anarkali Bazar – verewigt hat. Anarkali war der Legende nach auf Veranlassung des Mogul-Kaisers Akbar bei lebendigem Leib eingemauert worden. Die Künstlerin Aiza Khan wollte an das tragische Ende der Tänzerin erinnern, als sie in einer Ausstellung die Umriss von Frauengestalten, gebildet aus Abdrücken von hennagefärbten Händen, auf die Wände einer Galerie applizierte. Später begann sie, in der Stadt ihre Frauenfiguren an die toten Seitenfassaden von Häusern zu drücken, neben politischen Plakaten und Anzeigen für Konsumgüter. So will Khan die Frau mit ihrer Körperlichkeit zeichnerhaft in einer Öffentlichkeit vergegenwärtigen, die immer mehr darauf drängt, sie hinter Hauswänden einzumauern und mit Schleiern zu verhüllen.

Khan gehört zu einer Generation junger Künstlerinnen, deren Arbeit gegen die zunehmende religiöse Intoleranz und die damit legitimierte Gewalt aufbegehrt, nicht mit Agit-Prop, sondern mit List. «Der Faschismus», sagt Salima Hashmi, «mag keine Ambiguitäten, deshalb mag er keine abstrakte Kunst, sondern will, dass Künstler Landschaften malen, oder Kalligraphie.» Hashmi, die Tochter des grossen pakistanischen Lyrikers Faiz Ahmed Faiz, war als Leiterin des National College of Art in Lahore verantwortlich dafür, diesem Diktat der künstlerischen Unverbindlichkeit eine alternative Strategie entgegenzusetzen. In den achtziger Jahren wurde dort die Miniaturmalerei wieder als Studienfach eingeführt. Das Militärregime hatte dagegen nichts einzuwenden, knüpften die Miniaturen doch an eine prestigereiche Kulturtradition an.

Subversive Miniaturen

Die Studenten an der Kunstschule in Lahore lernten also den Umgang mit alten Werkstoffen, steinzerriebenen Farben und Pinseln aus Eichhörnchenhaar. Aber während Material, Werkzeug und Stil – kalligraphisch ornamentierte Rahmen, Detailtreue, Charakterisierung der Figuren – ganz der Tradition verpflichtet bleiben, «implodieren» diese Miniaturen, indem zeitgenössische Versatzstücke und politische

«Brand India» – für viele eine Mogelpackung

Aussagen eingearbeitet werden. In Imran Qureshis Bildern nehmen Raketen den Raum ein, den sonst der Mogul-Kaiser besetzte, und werden so in einer tragikomischen Wendung zum Gegenstand von Anbetung und Respekt. Saira Wasims Miniaturen zeigen statt der Feudalfürsten jene des heutigen Pakistan, allerdings als Reiter auf Karussellpferdchen und mit Gummisandalen statt Stiefeln. Noch subversiver sind die Gemälde von Wasim Ahmad, der nicht nur im Schutz traditioneller Techniken arbeitet. Seine Gestalten sind zudem minuziöse Repliken von Figuren aus dem klassischen westlichen Bildkanon. Aber es sind weibliche Akte wie Manets «Olympia» oder Lucas Cranachs «Eva». Sie tragen zwar alle den islamischen Schleier, doch ist dieser in bester Miniaturen-Tradition so fein gewoben, dass er mehr zeigt als verbirgt.

Das Spiel von Verhüllung und Enthüllung, von Gehorsam und Subversion ist eines der ästhetischen Grundprinzipien der Absolventen des Kunstkollegs von Lahore geworden und beeinflusst inzwischen viele pakistanische Maler. Die Arbeitsgeste von Iqbal Hussain mit ihrer fast gewalttätigen Behandlung der Oberfläche zeigt allerdings, dass an der vordersten Front in diesem Zivilisationskrieg manchmal Zweihänder nötig sind. Auch Hussain und die Kurtisanen suchen Schutz hinter der historischen Legitimität von Gebräuchen der islamischen Hofkultur. Doch ihr Kampf, mit offenem Visier und Mieder, ist so schwer, weil er an mehreren Fronten ausgetragen werden muss. Der Kurtisanenkultur hat nicht nur der Mullah von der Grossen Moschee den Krieg erklärt. Sie ist ebenso ein Opfer der krassen Kommerzialisierung der modernen Geldwirtschaft geworden wie der Polizeigewalt eines autoritären patriarchalischen Staats. Iqbal Hussain, der mit seinen Devotionalien aus Hinduismus und Christentum weiterhin die Fahne der religiösen Diversität hochhält, malt in seinen Bildern fast nur die Opfer der Moderne und des Multikulturalismus. Seine Stele mit dem aus dem Stein wachsenden Männergesicht musste er inzwischen in einen Innenhof zurücknehmen, hinter die Linien.

Bernard Imhasly

NZZ 28.12.2007

Anmerkungen zur Akquisitionspolitik indischer Konzerne

Die indische Tata-Firmengruppe dürfte das neue Jahr so beginnen wie das vergangene: Im Januar 2007 kaufte Tata Steel den britischen Stahlkonzern Corus, gegenwärtig laufen die Schlussverhandlungen für den Verkauf der Marken Jaguar und Land Rover an Tata Motors. Ist Indien damit auf dem Weg eines totalen Imagewechsels?

By. Delhi, Ende Dezember

Die indische Tata Motors wird mit grosser Wahrscheinlichkeit Besitzerin von Jaguar und Rover. Der Deal des Mischkonzerns aus Mumbai würde damit ein Jahr enden lassen, in dem die Firma wie eine Senkrechtstarterin am internationalen Firmen-Himmel erschienen ist. Es begann mit dem Kauf von Corus, der alten British Steel, durch Tata Steel für über 12 Mrd. \$. Enden könnte die Akquisitionstour mit dem Erwerb zweier weltweit bekannter Automarken der Luxusklasse für rund 2 Mrd. \$. Dabei ist Tata nur das prominenteste Beispiel unter den zahlreichen Einkäufen indischer Firmen mit Akquisitionen in Höhe von 51 Mrd. \$, die allermeisten grenzüberschreitend. Was dabei und im Unterschied zu China erstaunt, ist die Tatsache, dass es die Privatwirtschaft ist, welche die Übernahmen ohne Beteiligung des Staats tätigt. Dies hat auch das Interesse ausländischer Firmen für den indischen Markt geschärft, was sich im Erwerb von 108 indischen Firmen im Wert von 16 Mrd. \$ manifestiert.

Abschied von alten Traditionen

Plötzlich ist «Brand India» ein Wertzeichen. Noch vor 20 Jahren, so meint der Marketing-spezialist Arvind Singhal, habe «Made in India» eine alte Zivilisation bedeutet, «die bessere Tage gesehen und alle Gelegenheiten verpasst hatte, die sich ihr besonders nach der Unabhängigkeit boten». Indien schien den Sprung von einer grossen (kunst)handwerklichen und händlerischen Tradition zu industrieller Fertigung und modernem Management nicht geschafft zu haben. Die überaus hohe Staatsquote war nicht nur Ausdruck fehlenden unternehmerischen Selbstbewusstseins. Der bürokratische Schutzpanzer wurde auch immer mehr zum Korsett, das die Bereitschaft zur Annahme der Heraus-

forderungen und Chancen der Globalisierung verkümmern liess. Aus dem Gütesiegel des «Made in India» früherer Jahrhunderte wurde ein Warnsignal für schlechte Fertigungsqualität. Es bedurfte weltpolitischer Erschütterungen – Implosion des kommunistischen Systems, erster Golfkrieg –, um das Land über eine Zahlungs-krise endlich wachzurütteln.

Seitdem hat Indien Fuss gefasst, zuerst mit der Zulassung ausländischer Konkurrenz im Inland, die statt des befürchteten Ausverkaufs erstaunliche Cleverness und Widerstandsfähigkeit freilegte. Und seit dem erfolgreichen Auftritt der IT-Industrie in der gefürchteten «Y2K»-Krise des Jahrtausendwechsels wurde das Land auch im Ausland immer mehr mit anderen Augen wahrgenommen. Dazu kam ein nachhaltiges und robustes Wachstum der Wirtschaft, das Erscheinen von Industrieführern vom Schlag eines Ratan Tata, Lakshmi Mittal und Mukesh Ambani. Und es tauchten unbekannte Firmen-namen wie Suzlon, Bharat Forge, Mahindra & Mahindra, Crompton & Greaves, Hindalco oder United Breweries auf, die sich mit Firmenkäufen auf dem internationalen Marktplatz an die Spitze ihrer Branchen placierten. Plötzlich erschien Indien auch auf den beliebten Listen der Besten, Grössten und Reichsten. Die Ambani-Familie ist die reichste der Welt, die Tata-Gruppe wurde soeben vom britischen «One World Trust» unter den Firmen mit der weltweit besten Transparenz und Geschäftsführung an die dritte Stelle gesetzt hinter GE und GlaxoSmithKline.

Skepsis und Neid

Das Scheinwerferlicht der internationalen Öffentlichkeit bringt Indien natürlich auch Skepsis und Neid. Gerade im Zusammenhang mit der Übernahme von Jaguar und Land Rover durch Tata Motors wurde auch im Land selbst Kritik laut. Die Tatas werden zwar auch in Indien als die besten «corporate citizens» bewundert. Aber es ist eine Reputation, die sie nicht im Bereich der Konsumgüter erworben haben, sondern als Stahlproduzenten, Lokomotiven- und Chemikalienproduzenten. Vor 20 Jahren war Tata Motors noch als Hersteller von Lastwagen bekannt, und der Auftritt im Personenwagen-Segment erreichte bisher nicht die Fertigungsstandards von Konkurrenten wie Suzuki, Honda oder Hyundai. Firmenpatriarch Ratan Tata muss sich denn auch mit dem Misstrauen auseinandersetzen, das einem Hersteller

von (international mässig erfolgreichen) Kleinwagen hinsichtlich Führungsqualitäten im heiss umkämpften Segment der Luxuswagen entgegenschlägt. Es sei einfach eine Frage der Fähigkeit einer Firma, ihre Produkte in verschiedenen Sektoren zu placieren, erklärte Ratan Tata unlängst der «Times»; «Toyota schuf den Lexus, Nissan den Infiniti. Und niemand stellt die Frage, wie BMW den Mini handhabt.» Hinter den selbstbewussten Worten Tatas verbirgt sich auch Gereiztheit, ein Reflex auf die Opposition, die dem Kaufangebot Tatas vonseiten des indischen Mitbewerbers Mahindra entgegenschlug. So äusserten die Rover- und Jaguar-Händler in den USA die Meinung, dass die Assoziation mit einem indischen Hersteller von Klein- und Lastwagen den beiden Luxusmarken Schaden zufügen werde. Wie tief das Vorurteil geht, zeigt auch die Kontroverse, welche die amerikanische Hotelkette Orient Express im Zusammenhang mit einem Tata-Unternehmen der Taj-Hotelgruppe in diesen Tagen entfacht hat. Die Taj-Manager hatten sich bei der US-Firma (deren grösste Einzelaktionäre sie sind) nach einer engeren Zusammenarbeit erkundigt. Sie bekamen eine rüde Antwort, in der eine Kooperation deshalb ausgeschlagen wurde, weil die indische Firma das Markenimage der Amerikaner «aushöhle».

Eine Weltmacht mit fast nur Armen?

So typisch diese Stellungnahme war, so atypisch war die Reaktion der Inder. Der Brief sei ehrenrührig, erklärte Hotelchef Krishna Kumar in seiner Antwort. «Taj Hotels ist eine stolze indische Firma, und sie wird ihre weltweite Expansion weiterverfolgen.» Dann war er an der Reihe, den Amerikanern eine Lektion zu erteilen: Indische Firmen würden weiterfahren, in der weltweit laufenden wirtschaftlichen Integration eine bedeutende Rolle zu spielen; Unternehmen und Einzelpersonen müssen sich diesen fundamentalen Änderungen anpassen ... Jene mit einem verknöcherten Denken riskierten, an den Rand gedrängt zu werden. Selbst Kamal Nath, der umtriebige Handelsminister Indiens, konnte sich einen Kommentar nicht verkneifen; es sei enttäuschend, dass einige Unternehmen die Veränderungen in der weltweiten ökonomischen Architektur immer noch nicht begriffen, erklärte er. Die Äusserung verrät in ihrer Mischung aus Selbstvertrauen und Dünnhäutigkeit, dass sich Indien noch schwertut, sich auch an jenen

Massstäben messen zu lassen, die es für sich selbst in Anspruch nimmt.

Das Ziel des Landes, langfristig eine führende Wirtschaftsnation zu werden, wird sich aber nicht mit dem Kauf von Prestigemarken im Ausland erreichen lassen. Entscheidend wird sein, sagt der Marketingspezialist Arvind Singhal, ob Indien fähig sein wird, seiner Armut Herr zu werden und seine Infrastruktur zu verbessern. Der Schock, der sich in den Gesichtern von Touristen abzeichnet, wenn sie in Indien landen, spricht eine deutliche Sprache. Die Slums von Mumbai passen nicht ins Traumbild eines Welt-Finanzzentrums, das sich mit Tokio und Schanghai messen will. Die bürokratischen Prozeduren zur Visa-Erteilung, die Schikanen gegenüber Ausländern, die in Indien wohnen, oder das eklatante Qualitätsgefälle im Gastgewerbe zeigen ihnen, dass Indien noch einen weiten Weg vor sich hat, um internationalen Vergleichen standhalten zu können. Schliesslich wird der Erfolg von «Made in India» von der Fähigkeit des Landes abhängen, dies alles den eigenen Bürgern glaubhaft zu machen. Solange 70% von ihnen in Armut leben und 25% am Existenzminimum, wird «Brand India» für sie eine Mogelpackung bleiben.

NZZ 6.12.2008

*Der alltägliche Heroismus des Überlebens
in der indischen Metropole Mumbai*

Von Bernard Imhasly

*Nach der Terrorwelle von letzter Woche nehmen
in der indischen Stadt Mumbai, dem früheren
Bombay, die Friedensdemonstrationen und Pro-
testkundgebungen allmählich ein Ende. Zurück
bleibt eine tiefe Wut über die Unfähigkeit des
Staates, seine Bürger besser zu schützen.*

Mumbai, 5. Dezember

Der Rauch hatte sich noch nicht verzogen im nahen Hotel Taj Mahal. Noch immer standen die Männer der National Security Group, der indischen Anti-Terror-Einheit, müde vor den Eingängen des Hotels, tranken Tee, starrten abwechselnd auf die von Explosionen versehrte Fassade und das trübe Meer hinaus. Sie waren gezeichnet von einem 60-stündigen blutigen Katz-und-Maus-Spiel mit den vier Terroristen, die den riesigen Gebäudekomplex aus 450 Zimmern, ungezählten Gängen, kleinen Küchen, Alkoven und Hintertreppen besser studiert hatten als die aus Delhi eingeflogenen Anti-Terror-Kämpfer.

Rascher Übergang zum Alltag

Ein paar hundert Meter dahinter, am Colaba Causeway, der Basarstrasse der Touristen, herrschte schon wieder Betrieb. «In anderen Städten, wenn es eine Explosion gibt, laufen die Leute davon. In Mumbai laufen sie darauf zu», schrieb Suketu Mehta, der Autor von «Maximum City», einem düsteren Porträt der Stadt. Kaum waren die Polizeisperren weggeräumt, strömten die Mumbaikars, wie sich die Einwohner Mumbais nennen, durch den Colaba Causeway, um sich den Schaden zu besehen.

Es war eine Gelegenheit, die sich Farsan Irani nicht entgehen lassen wollte. Er öffnete sein Café Leopold, obwohl es noch von Scherben übersät war und sich im Boden ein kleiner Granatkrater auftat. Drei Tage zuvor war das Restaurant die erste Zielscheibe der Angreifer gewesen. Diese waren vorher mit Schlauchbooten in zwei Fischerhäfen in der Nähe gelandet. Zwei Angreifer drangen in die Gaststätte ein und begannen wahllos in die Menge von Einheimischen und Touristen zu schießen, die sich um

diese Abendzeit zum Essen niedergelassen hatten. Fünf Minuten später waren die Terroristen weg, auf dem Weg zum Hotel Taj Mahal. Sie liessen zehn Leichen zurück.

Nach der Terrorwelle wusste zunächst niemand, ob wirklich alle Angreifer tot waren und ob sie noch mehr Sprengsätze ausgelegt hatten, wie etwa bei einigen Leichen im Hotel Oberoi, denen sie Bomben unter die Kleider geschoben hatten. Es kümmerte die Besucher im Café Leopold nicht. Sie drängten sich hinein, lachten und waren ernst zugleich, umarmten sich. Die ersten Flaschen Bier wurden geöffnet, man liess den Besitzer hochleben. Nach fünfzehn Minuten musste das Restaurant wieder schliessen, denn die Polizei war mit dem Spurensammeln noch nicht zu Ende. «Wir wollten einfach ein Zeichen setzen», sagte Irani. «Diesen Monstern zeigen, dass wir uns nicht einschüchtern lassen.»

Auch im «Taj» meldete sich das Personal bereits am Montag zur Arbeit, nur um wieder nach Hause geschickt zu werden. Es wird ein Jahr dauern, bis das Hotel seine Türen wieder öffnet. Phirozi Wadia und ihr Mann Muncher hatten hier am 26. November ihren 20. Hochzeitstag gefeiert, als sie Schüsse hörten und sich in ihrer Suite einschlossen. Sechs Stunden später, als Rauch ihr Zimmer zu füllen begann, sagten sie sich, dass sie «lieber durch eine Kugel sterben als ersticken» wollten. Sie baten ihre Freunde per Telefon, für ihre 14-jährige Tochter zu sorgen, und tasteten sich mit nassen Kopftüchern durch die rauchgefüllten Gänge, an Leichen vorbei. Über eine Feuertreppe gelangten sie in Sicherheit. Eine Woche später feierten sie ihre Rettung – mit einem Mittagessen im «Leopold». «Farsan gab uns den Tisch mit dem Granatloch darunter», sagte Muncher Wadia lachend. «Ich war ein bisschen enttäuscht, dass es so klein war.»

Chaos als Normalzustand

«Spirit of Bombay» wird dieser hartnäckige Willen, sich nicht unterkriegen zu lassen, hier genannt. Die Mumbaikars können ihn wahrhaftig brauchen. Mumbai ist auch in normalen Zeiten eine chaotische, unbarmherzige Stadt. Die vier Millionen Bahnpendler können ein Lied davon singen, was es heisst, jeden Tag zweimal stundenlang wie Sardinen im Zug zu stehen. Im Juli 2006 gingen in acht Vorortszügen Bomben hoch, 186 Personen kamen dabei ums Leben. Doch bereits am anderen Morgen fuhren die Züge wieder, und zwei Tage später

waren sie wieder überfüllt. Wenn sie nicht fahren, wie ein Jahr zuvor, als sintflutartige Monsoonregen die Stadt unter Wasser setzten, laufen die Menschen auf den Geleisen zur Arbeit. Oder sie geben sich auf den Strassen die Hände und formieren lange Kolonnen, damit sie nicht in offene Abwasserschächte fallen.

Auch Veeraj Patil war bereits am Tag nach dem Blutbad am Chhatrapati-Shivaji-Bahnhof wieder bei seinem Stand in der grossen Bahnhofshalle. Das Blut sei noch nicht ganz weggewischt gewesen, auch nicht die Scherben der Schalterfenster, in die die zwei Terroristen wahllos hineingeschossen hatten, sagte Patil vier Tage später. Er verkauft Blechgeschirr, das er auf einer Plasticplane vor sich auslegt. Er lebt in Karjat, der letzten Station des Vorortnetzes, anderthalb Stunden entfernt. Am Abend zuvor wartete er auf dem Bahnsteig auf die Einfahrt seines Zugs, als in der grossen Halle plötzlich eine Schiesserei begann, Menschen schrien und in alle Richtungen flüchteten. Die zwei schwer bewaffneten jungen Männer liefen auf der Suche nach weiteren Opfern hin und her – innerhalb von zehn Minuten brachten sie 58 Personen um. Veeraj Patil blieb unverletzt, weil er sich hinter einem Stapel von Frachtpaketen versteckt hatte. Warum war er bereits am nächsten Morgen wieder auf seinem Posten? War dies der «Spirit of Bombay»? Er weiss nicht, was das Wort soll, und als ich es ihm erkläre, macht seine Antwort kurzen Prozess mit der Romantik: «Was soll ich tun? Wenn ich nicht hier bin, verdiene ich nichts – und das heisst dann für mich und meine Familie: nichts zu essen.» Er habe gar keine Wahl, als jeden Morgen den Zug zu nehmen, hier seine Waren auszubereiten und auf Käufer zu warten. «Ja, ich hatte Angst am nächsten Morgen. Aber wenn ich nicht gekommen wäre, wäre mein Standplatz bereits von einem anderen besetzt worden.»

Es sind die Zeitungs- und TV-Kommentatoren, die Rotarier und wohlütigen Frauen, die immer vom «Spirit of Bombay» schwärmen, wenn eine Katastrophe die Stadt kurz lahmlegte. Sie staunen, wenn ihre Putzfrauen, Gärtner und Hauswächter am anderen Morgen zur Stelle sind. Dabei beschwören sie einen Heroismus, der vielleicht nur die schiere Not der Millionen von Armen kaschiert. Doch diesmal war es anders. Zwar wurde im «Leopold» bald wieder Bier ausgetrennt, aber die Mittel- und Oberschicht, die mit den Angriffen auf die Hotels zum ersten Mal direkt im Visier stand, kann mit dem



Bild: Harish Tyagi / Epa / Keystone

Das Café Leopold öffnet wieder trotz Scherben im ganzen Lokal.

«Spirit of Bombay» wenig anfangen. Stattdessen hat sich ihrer eine bisher unbekannte Wut bemächtigt, multipliziert durch Fernsehkanäle und Mobiltelefone, Lokalradios und Zeitungen. Am 3. Dezember, eine Woche nach dem Beginn des Angriffs, versammelten sich spontan 20 000 Leute vor dem «Gateway of India», zusammengerufen allein durch Blogs und Aufrufe per SMS.

Schock für die oberen Schichten

«Genug ist genug» lautet der omnipräsente Slogan. Dabei ist das Erstaunliche, dass sich dieser Ruf nicht gegen die Terroristen wendet, nicht einmal gegen Pakistan. Dass der Staat nicht fähig ist, das Leben seiner Bürger zu sichern, wusste man zwar, aber der Terror von letzter Woche bedeutete für die Mittel- und Oberschicht dennoch eine erste hautnahe Erfahrung. Bisher waren es die kleinen Leute gewesen, die Korruption, Gleichgültigkeit und Ineffizienz der Staatsorgane zu spüren bekamen. Die oberen Schichten der Stadt mussten zwar am Rande auch mitleiden – Abwassergestank beispielsweise lässt sich schlecht isolieren. Aber Beziehungen und Schmiergelder, Generatoren und Wasserpumpen stellten jeweils sicher, dass man sich das Ärgste vom Leib hielt. Die Terrorattacke von Mumbai änderte dies auf einen Schlag. «Wir stellen fest, dass es einen Bereich gibt, wo wir vom Staat abhängig sind: Terrorismus», schrieb Ramesh Ramanathan in seinem Blog. «Plötzlich merken wir, was existenzielle

Unsicherheit heisst», meinte ein befreundeter Finanzmanager.

Es ist eine Abhängigkeit, die die Armen nie losgeworden sind und die für sie daher auch nichts Neues ist. In einem Gemeinschaftszentrum, das ein katholischer Orden in einem Vorort-Slum unterhält, sassen am Morgen nach dem Überfall ein Dutzend alte Frauen mit zerschlissenen Kleidern auf dem Boden, schwatzten, kramten in ihren verkrümelnden Plastictaschen oder kauten an einem Stück Brot. Keine von ihnen hatte vom Terrorangriff am anderen Ende der Stadt gehört. Sie hatten genug damit zu tun, den Terror des täglichen Überlebens zu bewältigen.

Protokoll eines Überlebenden

«Mein Vater und zwei Freunde hatten sich im Hotel Oberoi gerade zum Nachessen gesetzt, als Gewehrfeuer ertönte. Das Personal brachte die Gäste in die Küche und von dort zur Not- treppe. Kaum waren sie dort, erschienen zwei schwerbewaffnete Männer und zwangen die Gruppe von etwa zwanzig Leuten, zum 18. Stock zu steigen. Dort reihten sie sie an der Wand des Treppenabsatzes auf, stellten sich an beiden Enden auf und schossen sie der Reihe nach nieder. Mein Vater liess sich reflexartig sinken, als die ersten Schüsse fielen und eine Kugel seinen Hals streifte. Körper fielen über ihn. Bevor die Terroristen verschwanden, feuerten sie noch ein paar Kugeln in die aufgetürmten Leiber. Zehn Minuten hielt sich mein Vater still, gekrümmt von Schmerz und vom Gewicht der Körper. Als er

den Mut fand, seine Arme zu bewegen, merkte er, dass drei weitere Personen noch lebten. Sie verbrachten etwa zwölf Stunden in dieser Stellung, lauschten auf die Explosionen und das ständige Gewehrfeuer. Plötzlich kamen die Terroristen zurück und filmten lachend den Haufen vermeintlich toter Körper. Als sie weg waren, befreiten sich die Überlebenden und stiegen bis zum Dach hinauf, wo sie sich in einem Maschinenraum versteckten. 24 Stunden später entdeckte sie eine Kommandoeinheit. Mumbai ist eine Stadt, die stolz darauf ist, stets wieder aufzustehen. Wir überleben und prosperieren, trotz allen Widrigkeiten. Terror ist uns nichts Fremdes. Jedes Mal räumten wir die Scherben weg und gingen weiter. Diesmal jedoch haben das schiere Ausmass und die Unverfrorenheit die Stadt in die Knie gezwungen. Die Terroristen haben die Offenheit unserer Gesellschaft mit tödlichem Effekt gegen uns genutzt.»

(Aus einem Brief der Tochter eines Opfers.
Übersetzung: By.)

Der Zürcher Journalistenpreis 2009

Kategorie Zeitung

wird

Catherine Boss

Martin Stoll

Karl Wild

für ihre Artikel im

Fall Nef

erschienen in der Sonntagszeitung vom 13. und 20. Juli 2008

verliehen.

Zürich, 6. Mai 2009

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Marco Meier



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher

Preisträger



Catherine Boss

Ich bin 47-jährig und arbeite seit 2001 bei der «SonntagsZeitung». Nach dem Studium an der Universität Zürich (Geschichte/Völkerkunde; lic. phil. I) war ich als juristische Beraterin für Flüchtlinge tätig. Ab 1993 war ich verantwortliche Redaktorin der juristischen Fachzeitschrift «Plädoyer». Gleichzeitig arbeitete ich regelmässig für die Konsumentenzeitschriften «K-Tipp» und später «Saldo». Ab 1995 lebte ich jeweils sechs Monate in der Schweiz und sechs Monate in den USA. Dort bin ich mit einem amerikanischen Förster verheiratet. Seit ich Kinder habe (4- und 6-jährig), arbeite ich jeweils vier Monate in der Schweiz (bei der «SonntagsZeitung»), die restlichen acht Monate lebe ich auf einer Ranch in der Wildnis von New Mexico. Seit bald 20 Jahren arbeite ich in meinem Beruf, und noch immer liebe ich meine Arbeit heiss. Recherche ist meine Leidenschaft. Ich würde mich – im Beruf jedenfalls – als getrieben bezeichnen. Getrieben, Antworten zu finden, Menschen zu treffen, die mir Geschichten erzählen, getrieben, Unrecht aufzudecken. Der grösste Feind des Journalismus ist Abgeklärtheit. Ich will mich aufregen, um dann – selbstverständlich – später mit kühlem Blick die angeschafften Fakten zu werten. Getrieben, und eventuell etwas altmodisch: Ich glaube ganz stark an hohe ethische Standards im Journalismus. Die kann man hochhalten und dennoch erfolgreich nach Primeurs jagen.



Martin Stoll

Für Schlagzeilen kassierte ich am Anfang Schelte. Ich war 23 und Redaktor einer Gratis-Wochenzeitung im Aargau. Statt für die Gewerbeausstellung interessierte ich mich für einen verschrobenen Gemeindeschreiber. Dieser liess zu, dass Transportunternehmen die Müllgrube der Gemeinde mit Sondermüll füllten, und nahm dafür Schmiergeld. Ein Skandal, meinte ich. Mein Verleger sah das anders und zitierte mich ins Büro: «Solche Geschichten brauchen wir nicht.» So trieb es mich Anfang der 1990er-Jahre nach Zürich, damals die Stadt der grossen Enthüllungen: Geheimarmee, Fichen, Kopp & Co. Als Reporter für den «Tages-Anzeiger» tauchte ich ab in die Welt der Kriminellen und Geheimdienste. Hier lernte ich, dass sich Hartnäckigkeit lohnt. Zum Beispiel bei der Recherche rund um einen Südafrikaner, der in Zürich wegen Betrugs in Untersuchungshaft sass. Nach ungezählten Gesprächen und Datenbankabfragen war klar: Der Mann war Geheimdienstler, verantwortlich für ein Chemiewaffenprogramm gegen Afrikaner und zudem ein Vertrauter des damaligen Geheimdienstchefs Peter Regli. Auch beim Nachrichtenmagazin «Facts» war es mir ein Vergnügen, Geheimnisse zu lüften. In Ostberlin stöberte ich «Max» auf. Er war während des Kalten Krieges einer der wichtigsten Spione der Schweiz. Oder ich enthüllte die CIA-Verbindungen der Rheintaler Ingenieursfamilie Tinner. Heute bin ich 46 und die Zeiten haben sich geändert. Auch im Kanton Aargau übrigens. Für Recherchen und gute Schlagzeilen gibts keine Schelte mehr. Das ist gut so.



Karl Wild

Kaum hatte ich in Chur die Schriftsetzerlehre angetreten, war mir auch schon klar: Ich wollte Journalist werden. Der Traum erfüllte sich früh. Und zwar auf eine Weise, dass mir die Knie weich wurden. Denn ausgerechnet Walter Lutz, der Doyen des helvetischen Sportjournalismus, holte mich zum angesehenen Zürcher Fachblatt «Sport». Fortan war ich im Winter mit dem alpinen Skizirkus unterwegs, im Sommer mit dem Tenniskreis und dazwischen mit dem Fussballzirkus. Ein Jahrzehnt lang genoss ich das Noma-denleben, dann hatte ich es gesehen. «Bilanz»-Gründer und -Chef Andreas Z'Graggen, den ich in den Anden zwischen Chile und Argentinien kennen gelernt hatte, gab mir eine Chance bei seinem Wirtschaftsmagazin. Es folgten 15 spannende Jahre, dann war die Zeit reif zur Verwirklichung weiterer Träume. Ich schrieb die Biographien von Unternehmer Werner H. Spross, von Star-Skitrainer Karl Frehsner sowie von Paradiesvogel Hans «Hausi» Leutenegger und machte mich schrittweise selbständig. Nun hatte ich die Möglichkeit, mich verstärkt einem Hobby zu widmen, das längst zur Leidenschaft geworden war: Den Hotels. Hotels faszinieren mich, seit ich als Knirps vor dem St. Moritzer «Palace» stand und die Portiers in ihren prächtigen Uniformen allesamt für Generäle hielt. So rief ich vor acht Jahren in der SonntagsZeitung das Rating «Die 100 besten Hotels der Schweiz» ins Leben. Daneben schreibe ich als ständiger Mitarbeiter über Wirtschaftsthemen. Und als Mystery Man für eine weltweite Allianz von Luxusherbergen jette ich zwischendurch um den Globus. Es verringert das Risiko, dass der Horizont zu eng wird.

Laudatio

Laudatio für die Artikel über den
«Fall Nef» von Catherine Boss, Martin Stoll und
Karl Wild erschienen in der *SonntagsZeitung*,
13. und 20. Juli 2008

Eigentlich fällt es mir schwer, hier diese Laudatio zu halten. Denn Karl Wild, Catherine Boss und Martin Stoll haben mir die Sommerferien 2008 gründlich verdorben. Das Zimmer am Gardasee war schon gebucht, als eine Woche vor Ferienantritt die Bombe platzte: Der Chef der schweizerischen Armee ist in ein Strafverfahren verwickelt!

Was folgte, wissen wir hier alle im Detail zur Genüge. Frau Bundesrätin Widmer-Schlumpf schaut mich jetzt böse an. Immerhin trat im Gefolge dieser «SonntagsZeitung»-Geschichte ihr Kollege und Mitstreiter Samuel Schmid zurück. – Aber davon später.

Für die Jury war klar: Die beiden Artikel in der «SonntagsZeitung» vom 13. und vom 20. Juli lösten das grösste politische Erdbeben in der Schweiz seit Jahren aus. Der Fall Nef war die Story des Jahres, ohne Wenn und Aber. Was Catherine Boss und ihre beiden Kollegen Wild und Stoll hier fabrizierten, war eine kleine Watergate-Geschichte. Erster Akt: Ungeheuerliche Fakten tauchen auf. Zweiter Akt: Es wird geschwiegen, abgewiegelt, vernebelt. Dritter Akt: Akribische Recherche und journalistische Hartnäckigkeit lassen das Dementi-Kartenhaus zusammenbrechen, die Verantwortlichen ziehen die Konsequenzen bis hin zum Rücktritt.

Vor allem beim letzten Punkt gab es in der Jury eine Diskussion. Hat der «Fall Nef» nicht auch zu einer Hetzkampagne gegen einen Bundesrat geführt? Wurden nicht Persönlichkeitsrechte eines Angeschuldigten mit Füßen getreten? Wurde nicht seine schon genug gebeutelte Umgebung mit ins Trommelfeuer gezogen? – Doch. Allein, was andere Medien aus der «SonntagsZeitung»-Geschichte im

Nachgang machten, ist nicht das Problem der drei Autoren und nicht das Problem des Organs, das die Geschichte zuerst und umfassend publizierte.

Im Rückblick muss klar festgestellt werden: Das Autorenteam ging fair, behutsam und bedacht vor. Die Autoren waren von Anfang an im Besitze aller Fakten, auch der unappetitlichsten, aber sie haben die Privatsphäre des Dreisternegenerals geschützt, indem sie zu Beginn nur die weichsten, die «softesten» News publizierten. Hei, muss das Überwindung gekostet haben, nicht gleich sofort mit der geballten Ladung an Stalker-Geschichten und anderen bizarren Details aufzuwarten! Doch die «SonntagsZeitung» hat der Verlockung widerstanden.

Gröberes Geschütz wurde erst mit der zweiten Geschichte aufgeföhren, nachdem die erste nur eine Kaskade von absurden Pressekonferenzen und Generalverteidigungsübungen nach sich gezogen hatte. Diese erschien genau eine Woche später und kostete die Autoren ihre Ferien – oder zumindest einen Teil davon (womit zumindest ich mit ihnen quitt wäre...) –, denn mit dem anhaltenden Widerstand von Bundesbern hatten selbst sie nicht gerechnet. Also kam man nicht umhin, noch weitere Details der Recherchen zu publizieren.

Es wäre nicht übertrieben zu sagen, dass Karl Wild, Catherine Boss und Martin Stoll nicht nur den Zürcher Journalistenpreis für ihre Arbeit und deren Wirkung verdient haben, sondern eigentlich auch einen Preis des Schweizerischen Presserates für eine medienethisch besonders wertvolle Prozessabwicklung bekommen müssten. Da es diesen Presseratspreis leider nicht gibt, erkläre ich diesen hiermit

gewissermassen in den Zürcher Journalistenpreis mit eingeschlossen...

Andrea Masüger

Armee-Chef Nef: Seine Wahl erfolgte trotz hängigem Strafverfahren



Bild: Lukas Lehmann / Keystone

Bundesrat Samuel Schmid, Roland Nef: Der VBS-Chef wusste vom Strafverfahren.

SonntagsZeitung 13.7.2008

Schwere Vorwürfe wegen Nötigung – dennoch machte ihn Samuel Schmid zum Chef der Armee

Von Karl Wild, Catherine Boss und Martin Stoll

BERN Bei der Wahl des neuen Armee-Chefs gab es Unregelmässigkeiten. VBS-Chef Samuel Schmid schlug Roland Nef dem Gesamtbundesrat zur Wahl vor, obwohl gegen den hohen Berufsmilitär ein Strafverfahren im Gang war. Polizei und Zürcher Staatsanwaltschaft ermittelten gegen den damaligen Brigadier wegen Nötigung. Die Vorwürfe im Verfahren wegen häuslicher Gewalt waren massiv. Er habe seine damalige Lebenspartnerin über längere Zeit bedrängt und in Angst versetzt. Zeugen aus dem Umfeld der Frau bezeichnen die Anzeige-Erstatte-rin als glaubwürdig und ihre Angst als berechtigt. Auch die Ermittler nahmen die Aussagen der Frau ernst. Am Wohnort von Nef führten sie auf Anordnung der Zürcher Staatsanwaltschaft eine Hausdurchsuchung durch. Mit Hilfe von IT-Spezialisten der Armee untersuchten sie auch den Computer an seinem Arbeitsplatz im Verteidigungsdepartement.

Hängiges Strafverfahren – keine Beförderung
Dominique Bugnon, Sprecher von Bundesrat Schmid, bestätigt gegenüber der SonntagsZeitung das Verfahren. Schmid sei informiert gewesen. Es handle sich um eine «rein private Angelegenheit». Nef schweigt. Trotz wiederholter Anfragen will er zu den Vorfällen nicht Stellung nehmen oder entlastende Fakten vorbringen. Auch die Anzeige-Erstatte-rin verweigert jede Auskunft. Noch während das Strafverfahren in

Zürich lief, wurde Roland Nef am 7. Juni 2007 zum Armee-Chef befördert. Laut Militärgesetz ist ein «hängiges Strafverfahren wegen eines Verbrechens oder Vergehens» ein Hinderungsgrund für eine Beförderung – es sei denn, der Vorgesetzte gibt grünes Licht. In diesem Fall heisst der Vorgesetzte Bundesrat Samuel Schmid. Schmid legte dem Gesamtbundesrat das Dossier Nef zur Wahl vor, obwohl das laufende Strafverfahren Zweifel an der Qualifikation des Kandidaten hätte wecken müssen. Laut zuverlässigen Informationen der SonntagsZeitung verschwieg der VBS-Vorsteher dem Bundesratskollegium, welches Nef zum Armee-Chef wählte, das Strafverfahren. «Bundesrat Schmid wurde von Roland Nef eine bevorstehende Einstellung des Verfahrens zugesichert», begründet der Sprecher des VBS-Chefs heute die damalige Entscheidung. Tatsächlich: Wenige Wochen vor Nefs Wahl machte die Anzeige-Erstatte-rin eine Kehrtwende. Sie unterzeichnete eine sogenannte Desinteressenerklärung. Sechs Monate später stellte die Zürcher Staatsanwaltschaft das Verfahren gegen Nef ein.

Die Akte über Armee-Chef Nef

SonntagsZeitung 13.7.2008

Sicherheitscheck des Berufsmilitärs fand erst zwei Monate nach seiner Wahl statt

Von Karl Wild, Catherine Boss und Martin Stoll

BERN Der Staatsschutzbeamte der Zürcher Polizei hatte an diesem gewittrigen Montagnachmittag, es war der 23. Juli 2007, eine besondere Aufgabe. Für den Inlandnachrichtendienst DAP (Dienst für Analyse und Prävention) musste er das Zirkular für eine Personensicherheitsüberprüfung ausfüllen.

Im Normalfall ist ein solcher Sicherheitscheck reine Routine. Doch dieses Mal ging es um eine ganz besondere Person: den neu gewählten Chef der Schweizer Armee, Roland Nef, damals 48 Jahre alt.

Im Informationsbericht meldete der Zürcher Polizist neben Personalien, Steuerdaten und Wohnortwechseln einen brisanten Vermerk nach Bern. Unter der Rubrik Strafverfahren schrieb er: «Nötigung etc. (...) pendent.»

Roland Nefs damalige Lebenspartnerin hatte im Herbst 2006 in mehreren Befragungen massive Vorwürfe gegen den hohen Militär erhoben und Strafanzeige erstattet. Polizei und die Abteilung «Besondere Untersuchungen» der Staatsanwaltschaft Zürich nahmen die Anschuldigungen gegen den damaligen Brigadier ernst. An Wohnort und Arbeitsplatz des Berufsmilitärs führten sie Durchsuchungen durch.

Bundesrat Schmid war über das Strafverfahren informiert

Ein laufendes Strafverfahren hat in der Schweizer Armee gewöhnlich einen sofortigen Beförderungsstopp zur Folge. Nicht so für Roland Nef. Weshalb konnte er mitten in diesem Strafverfahren zum Armee-Chef werden?

Die Spurensuche führt zurück in den Frühling 2007. Damals traf sich Samuel Schmid, der Chef des Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS), mit mehreren erfahrenen Divisionären zu diskreten Bewerbungsgesprächen. Es ging um die Nachfolge von Armee-Chef Christophe Keckeis. Markus Rusch, Schmid's persönlicher Berater, zog in der Wahlvorbereitung die Fäden.

Doch die Bewerbungsphase war von kurzer Dauer. Anfang Juni erhielten alle Divisionäre vom Verteidigungsminister eine knapp gehaltene Absage. Schmid hatte sich für den unbekannteren Nef entschieden. Obwohl Schmid – nach Angaben des VBS – damals von einer «laufenden Voruntersuchung» gegen Roland Nef wusste, empfahl er den Brigadier dem Gesamtbundesrat. Zur Überraschung von Militär und Politik wurde Nef am 8. Juni 2007 dann auch zum neuen Chef der Armee gewählt.

Pikant: Laut einer zuverlässigen Quelle der SonntagsZeitung informierte Samuel Schmid seine Bundesratskollegen nicht über den Makel in Nefs Dossier. Wieso hielt der VBS-Chef am Kandidaten fest? «Bundesrat Schmid wurde von Roland Nef eine bevorstehende Einstellung des Strafverfahrens zugesichert», schreibt das VBS in einer Stellungnahme.

Nur: Wie konnte der 3-Sterne-General in pe während der Kandidatengespräche im Frühjahr 2007 zusichern, dass die Zürcher Staatsanwaltschaft das Verfahren später einstellen wird?

Fakt ist: Kurz vor der Wahl, im April 2007, machte die Anzeige-Erstatterin eine Kehrtwende. Sie unterschrieb eine sogenannte Desinteressenerklärung. Damit zeigte sie sich einverstanden, dass gegen Nef nicht weiter ermittelt wurde. Die Zürcher Staatsanwaltschaft stellte das Verfahren darauf am 23. Oktober 2007 ein. Wie es zu der Desinteressenerklärung der Anzeige-Erstatterin kam, bleibt unklar. Alle Beteiligten wie auch das VBS schweigen sich zu dieser Frage aus.

Entgleisungen im Privatbereich wären sicherheitsrelevant

Offen lässt der Verteidigungsminister auch, ob er oder seine Mitarbeiter im Vorfeld der Wahl Einblick in die belastenden Ermittlungsakten hatte. Roland Nef selbst schweigt. Trotz wiederholter Bitte will er zu den Vorfällen nicht Stellung nehmen und auch keine entlastenden Fakten vorbringen.

Fragen wirft auch die Sicherheitsüberprüfung von Nef auf. Normalerweise wird dieser Check vor der Wahl eines hohen Beamten durchgeführt. Er dient dazu, Personen mit Zugang zu geheimen Informationen zu durchleuchten. Roland Nef wurde aber erst am 23. Juli 2007 unter die Lupe genommen, sechs Wochen nach erfolgter Wahl.

Die brisanten Zürcher Akten über Nef wären vor der Wahl relevant gewesen. Sie betreffen zwar eine «rein private Angelegenheit», wie es das VBS gegenüber der SonntagsZeitung ausdrückt, doch das Gesetz über die Sicherheitsprüfung hält fest, dass auch Daten über die Lebensführung der Betroffenen erhoben werden müssen, «insbesondere über ihre engen persönlichen Beziehungen und familiären Verhältnisse». Massive Entgleisungen im privaten Bereich wären also sicherheitsrelevant. Das hat VBS-Chef Samuel Schmid jedoch wenig gekümmert.

Unsorgfältig geführte Bewerbungsdossiers haben erst kürzlich Luftwaffenchef Walter Knutti den Job gekostet. «Nicht erst der Unfall auf der Kander hat gezeigt, dass bei der Kaderausbildung und der Selektion der Führungskräfte Verbesserungspotenzial besteht», sagte dazu sein Vorgesetzter, der Armee-Chef Roland Nef.



Will keine entlastenden Fakten vorbringen: Roland Nef, Chef der Armee.

Bild: Lukas Lehmann / Keystone

Akte Roland Nef: Darum hat ihn seine Ex-Partnerin angezeigt

SonntagsZeitung 20.7.2008

Bundesrat Schmid wurde schon am 27. Juni von der SonntagsZeitung detailliert informiert

Von Karl Wild, Catherine Boss und Martin Stoll

BERN Die Vorwürfe, welche die ehemalige Lebenspartnerin in einem Strafverfahren an Roland Nef richtete, sind massiv. Sie stehen im Widerspruch zum Bild, das Bundesrat Samuel Schmid in der Öffentlichkeit vom Armeechef zeichnet. Schmid lobt Nef auch nach der turbulenten letzten Woche in den höchsten Tönen. Er zeichne sich durch «einwandfreie charakterliche Eignung» aus, sei integer und verantwortungsbewusst, sagte er am Freitag vor den Medien.

Wie der SonntagsZeitung vorliegende Dokumente aus der «Strafakte Nef» zeigen, warf die Ex-Partnerin dem damaligen Brigadier unter anderem vor, im September 2006 auf Sexinserate geantwortet zu haben. Männern, die auf schnellen Sex aus waren, verschickte Nef laut der Strafanzeige per E-Mail das Bild seiner ehemaligen Partnerin und gab auch ihre Natel- und Festnetznummer sowie die Wohnadresse an. In der Folge seien sie und ihre Tochter von Männern per Telefon und am Wohnort belästigt worden, gab die Frau zu Protokoll. Sie erstattete am 27. September 2006 auf der Zürcher Polizeihauptwache Urania Anzeige gegen Nef wegen Nötigung.

Schon im April 2006 war sie bei der Stalking-Beratungsstelle

Schon vor dem Vorfall mit den Sexinseraten soll Nef seine Lebenspartnerin während 18 Monaten mit E-Mails, SMS und anonymen Postkarten belästigt haben, berichtete die Frau der Polizei weiter. Sie fühlte sich bedrängt und in Angst versetzt. Im April 2006 suchte sie Hilfe bei der Stalking-Beratungsstelle der Stadtpolizei Zürich. Das geht aus den Ermittlungsakten hervor.

Die Strafverfolgungsbehörden nahmen die Anschuldigungen ernst. Die Zürcher Staatsanwaltschaft ordnete eine Hausdurchsuchung an und untersuchte mit Hilfe von IT-Spezialisten der Armee auch den Computer an Nefs Arbeitsplatz.

Er kenne die Details zu den Vorwürfen nicht, sagte Bundesrat Schmid am Freitag vor den Medien. Er habe keine Möglichkeit, das Dossier einzusehen, argumentierte der in der Kritik stehende VBS-Chef. Doch die SonntagsZeitung hatte dem Verteidigungsminister die Anschuldigungen bereits am 27. Juni 2008 detailliert vorgelegt. Zudem kann Schmid den Armeechef

auffordern, seinen Rechtsvertreter vom Anwaltsgeheimnis zu entbinden.

Schmid hatte sich vor Nefs Wahl im Juni 2007 auf die Zusicherung seines Kandidaten verlassen, dass das Verfahren bald eingestellt werde.

Die Anzeige-Erstatteerin erhielt von Nef Geld als Wiedergutmachung, wie der Armeechef vor drei Tagen bestätigte. Die Höhe dieses Schmerzensgeldes ist bisher unbekannt. Dafür unterschrieb die Frau eine Desinteressenerklärung. Damit war sie einverstanden, dass gegen Nef nicht weiter ermittelt wurde. Nach Angaben von Radio DRS unterschrieb sie die Erklärung erst im September 2007 – Monate nach der Wahl von Nef zum Armeechef. Nef hatte am Donnerstag an der Pressekonferenz gesagt, dies sei vor der Wahl geschehen.

Schmid legte dem Gesamtbundesrat das Beförderungsdossier also zu einem Zeitpunkt vor, als keine Garantien für die Beilegung des Konflikts auf dem Tisch lagen. Zudem informierte er seine Kollegen nicht über die Ermittlungen gegen Nef. Ein riskantes Vorgehen, das der Verteidigungsminister am Freitag als «kalkulierbares Risiko» bezeichnete.

Mit der von der SonntagsZeitung publik gemachten Affäre Nef wird sich der Gesamtbundesrat in der ersten Sitzung nach der Sommerpause beschäftigen.

Das Stalking-Protokoll

SonntagsZeitung 20.7.2008

Vorwurf: Roland Nef habe im Namen seiner Ex-Partnerin auf Sexinserate geantwortet

Von Karl Wild, Catherine Boss und Martin Stoll

BERN In der Zeit nach dem 21. September 2006 wurde die Frau von Männern kontaktiert, die Sex mit ihr wollten. Sie riefen sie auf ihrem Handy und auf dem Festnetz an, Einzelne läuteten an ihrer Haustür. Grund für diese Belästigungen: Roland Nef, ihr ehemaliger Lebenspartner und heute Armeechef, habe in den Septemberwochen auf Sexinserate im Internet geantwortet – und zwar in ihrem Namen und mit ihrem Bild. Das erzählte die Frau am 27. September 2006, als sie auf dem Polizeiposten der Zürcher Hauptwache Urania Anzeige gegen Nef wegen Nötigung erstattete. In der Folge wurde sie von der Polizei mindestens dreimal zum Sachverhalt befragt. Die Staatsanwaltschaft führte dann am Wohnort und am Arbeitsort von Nef Hausdurchsuchungen durch.

Schwierigkeiten gab es laut den Aussagen der Anzeige-Erstatteerin schon vorher. Im März 2005 trennte sich das Paar nach einer dreieinhalbjährigen Beziehung. Danach soll Nef seine Ex-Freundin über 18 Monate hinweg mit SMS, E-Mails, anonymen Briefen und Postkarten bedrängt haben. Er soll ihr zum Teil auch nachgestellt haben.

Im Frühling 2006 suchte sie Hilfe bei der Stalking-Beratungsstelle der Polizei. Laut der Stadtpolizei Zürich ist Stalking das, was «im Allgemeinen als Psychoterror bezeichnet wird: Immer wiederkehrende masslose Belästigungen in unterschiedlicher Intensität». Nefs ehemalige Lebenspartnerin nahm auch psychologische Hilfe in Anspruch. Erst als die Frau ihren Ex-Partner nach der Geschichte mit den Sexinseraten anzeigte, hörten die Belästigungen auf.

Roland Nef will die jetzt publik gemachten Vorwürfe auf Anfrage der SonntagsZeitung nicht kommentieren. Der Armeechef, der nach dem Kander-Unglück von Mitte Juni mit Führungsstärke überzeugte, hatte im Bewerbungsverfahren für den Prestigejob im VBS das Problem mit der Anzeige wegen Nötigung nicht verschwiegen. Er sicherte Bundesrat Schmid eine baldige Einstellung des Strafverfahrens zu. Kandidat Nef war im mehrstufigen Bewerbungsverfahren der beste Mann. Seine Qualifikationen wurden von Assessment-Spezialisten als sehr gut eingestuft. Am 8. Juni wählte ihn der Gesamtbundesrat denn auch zum Armeechef – ohne Kenntnis des laufenden Strafverfahrens.

Pikant: Schmid hatte sich bezüglich baldiger Einstellung des Verfahrens allein auf das Wort des Angeschuldigten verlassen und sich damals wie heute nicht für die Details zu den Vorwürfen interessiert. Zum Zeitpunkt der Wahl hatte die Ex-Partnerin von Nef noch keine Desinteressenerklärung unterschrieben, Schmid und Nef hatten demnach keinerlei Garantien, dass die Sache bald vom Tisch sein würde. «Trennungs-Stalking» gilt als häusliche Gewalt. Unter Druck hat sich der Armeechef letzte Woche den Vorwürfen gestellt und Fehler zugegeben. «Ich habe nicht immer besonnen gehandelt», erklärte er am letzten Donnerstag vor den Medien. Die Ablösung von seiner ehemaligen Lebenspartnerin sei ihm schwer gefallen, aber: «Wir haben uns die Hände zur Versöhnung gereicht.»

Zwei Tage zuvor liess er über seine Anwältin ausrichten, dass es sich hier nicht um einen Fall von häuslicher Gewalt handle. Im Zürcher Gewaltschutzgesetz steht es allerdings anders: Dort wird das sogenannte Trennungs-Stalking – «mehrmaliges Belästigen, Auflauern oder Nachstellen» – als häusliche Gewalt bezeichnet. Nef gab letzte Woche auch bekannt, dass er seiner ehemaligen Partnerin Wiedergutmachung bezahlt habe. Das Verfahren sei nach Artikel 53 des Strafgesetzbuchs eingestellt worden. Interessant: Artikel 53 kommt nur zur Anwendung, wenn der Täter geständig ist. Das bedeutet: Roland Nef hat die Vorwürfe gegenüber der Polizei und der Staatsanwaltschaft nicht oder höchstens in begrenztem Ausmass bestritten. VBS-Chef Samuel Schmid will zu den neuen Enthüllungen keine Stellung nehmen. Weil er keine Möglichkeit habe, das Dossier einzusehen, kenne er die Details zu den Vorwürfen nicht, sagte Schmid am Freitag in Bern vor den Medien. Falsch: Die SonntagsZeitung legte ihm am 27. Juni 2008 die Fakten zu den Anschuldigungen vor – gut zwei Wochen vor der Publikation des ersten Artikels zur Akte Nef.

Der Zürcher Journalistenpreis 2009

Kategorie Zeitschrift

wird

Roland Bingisser

für seinen Artikel

Das dritte Mal in der dritten Klasse

erschienen in der Schweizer Familie vom 30. Oktober 2008

verliehen.

Zürich, 6. Mai 2009

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Marco Meier



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher

Laudatio



Roland Bingisser

Lieber als in den Spiegel schaue ich aus dem Fenster. Wer das sagte, weiss ich nicht mehr, doch passt das Zitat zu mir: Lieber – und, so hoffe ich, besser – fasse ich andere in Worte als mich selbst. Deshalb halte ich mich kurz. Verkäufer hatte ich gelernt, bildete mich nach der Lehre weiter und arbeitete in diversen Branchen und Firmen in diversen Abteilungen und Funktionen, konnte mich aber nie für ein Fachgebiet entscheiden: Verkauf? Marketing? Public Relations? Alle drei interessierten mich, keines jedoch ausschliesslich. Kurz: Ich wusste nicht, was ich wollte.

So vergingen Jahre. Bis im Herbst 2001, ich war fünfunddreissig, während eines Gesprächs ein Berufsberater herausplatzte: «Sie wären ein Journalist.» Seine Worte trafen mich wie ein Blitz, mir war sofort klar: Das stimmt, das ist es. Nun wusste ich, was ich wollte, und legte los. Anfangs, notgedrungen, als freier Journalist. Zuerst für Fachmagazine, dann für Luzerner Regionalzeitungen, bald einmal für den «Tages-Anzeiger» und «Das Magazin», zuletzt für den «Stern». Zudem absolvierte ich am MAZ die Diplomausbildung Journalismus. Danach arbeitete ich als Reporter bei der «Luzerner Zeitung», bis ich vor zwei Jahren zur «Schweizer Familie» wechselte, wo ich seither als Redaktor des Ressorts Menschen und Reportagen tätig bin. Vier Tage die Woche, Freitag ist Papitag. Den verbringe ich mit meiner Tochter in Luzern, wo ich mit meiner Familie wohne.

Laudatio für den Artikel
Das dritte Mal in der dritten Klasse
von Roland Bingisser erschienen in der
Schweizer Familie, 30. Oktober 2008

Es war gar nicht so einfach, die Qualität dieser Geschichte zu entdecken. Sie lag, – wie bei Journalistenpreisen üblich – in einem Stoss von Hochglanzmagazinen, die allein mit dem Schwung ihrer Aufmachung signalisierten: Achtung, Edelfedern am Werk! Diese Reportage aber passte sich brav dem Stil der «Schweizer Familie» an, fügte sich unauffällig ins Umfeld aus Wandertipps und Tier-Stories, und wollte, wie das ganze Blatt, nur eines: die Leserschaft unterhaltend informieren.

Das gelingt Roland Bingisser so gut, dass man zum ersten Mal versteht, was das wirklich heisst: In der Schweiz Analphabet zu sein. Man leidet mit, wenn sein Protagonist die Tricks beschreibt, um seine Schwäche zu tarnen. Sollte er lesen oder schreiben, schob er einen verletzten Arm vor oder hatte die Brille vergessen. Im Restaurant studierte er zum Schein die Menukarte, deutete dann auf den Teller seines Nachbarn und sagte: «S gliiche wie n'äär, aber ohni Suppe.» Als Berufschaffeur rätselte er, ob das O auf dem Strassenschild zur gesuchten Oberirgendwashalde gehörte oder doch nicht. Verträge unterschrieb er «im Vertrauen», in der Migros kaufte er immer die gleichen Produkte, die an der immer gleichen Stelle standen.

Grosse Tragödien sind leicht zu beschreiben; ihr Gewicht verleiht selbst mittelmässigen Arbeiten einen Hauch von Literatur. Bei den 600 000 funktionalen Analphabeten in der Schweiz aber geht es nicht um Leben und Tod. Es geht nur um ein lebenslanges, demütigendes Tarnen, Flunkern und Tricksen, was den Staat – nebenbei – jährlich über eine Milliarde Franken kostet. Es ist Roland Bingissers Verdienst, die Nöte dieser Menschen öffentlich gemacht zu

haben. Dabei führt er seinen Hauptdarsteller nicht wie ein seltsames Tier vor, um ihn der Lächerlichkeit preiszugeben. Unermüdlich umkreist er ihn in immer neuen engeren und weiteren Schleifen, bis die Leserschaft versteht, warum es trotz Schulobligatorium so weit kommen konnte. Diese Haltung, so viel Interesse und Engagement sind heute nicht mehr selbstverständlich. Für die Jury der Grund, Roland Bingisser mit dem Zürcher Journalistenpreis auszuzeichnen. Wir gratulieren herzlich.

Margrit Sprecher

Das dritte Mal in der dritten Klasse

Schweizer Familie 30.10.2008

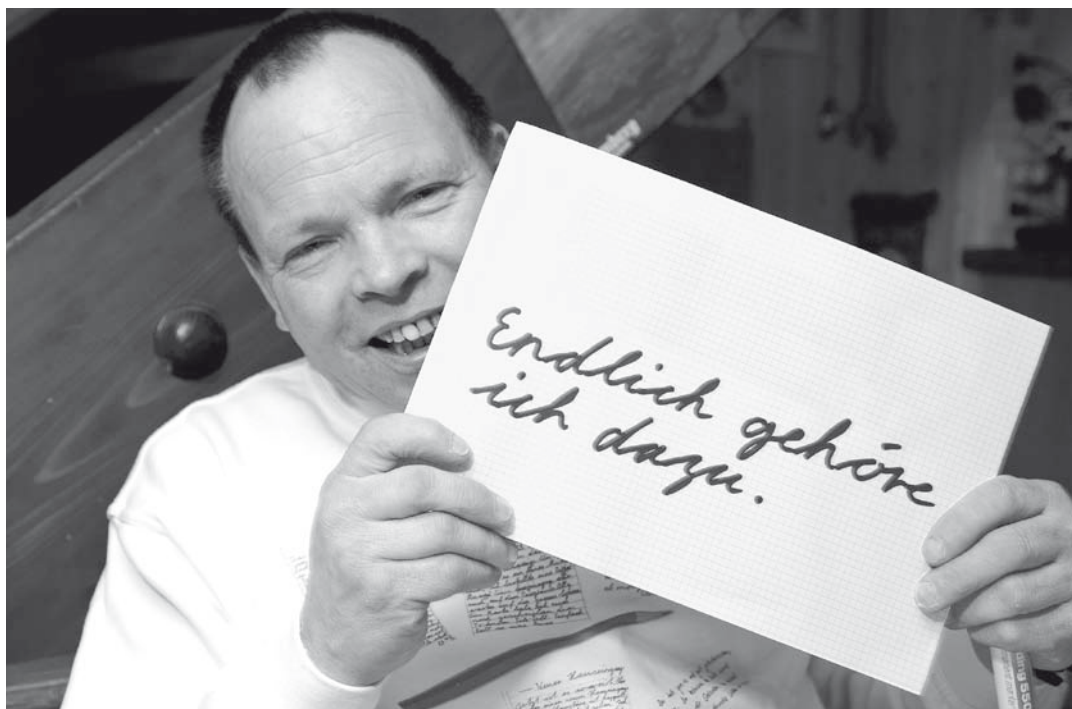
Er konnte keine Menükarte lesen, weder Steuererklärung noch Arbeitsrapport ausfüllen. Mehr als dreissig Jahre hat sich Georg Grüter durchs Leben geschummelt. Nun, mit über fünfzig, lernt er lesen und schreiben.

Von Roland Bingisser

Georg Grüter drückt den schwarzen Filzstift auf das karierte Papier, hängt Buchstaben an Buchstaben und murmelt die Wörter, die er schreibt, wie er sie hört: «Enntlich gehhööre ich dazuu.» Schorsch, wie er sich vorstellt, setzt den Punkt. «Entlich» hat er geschrieben – mit t. «Etwas ist falsch, das merke ich», sagt er, «aber ich weiss nicht, was es ist.»

Grüter ist Illetrist, einer von mehr als 600 000 in der Schweiz: Männer und Frauen, Einheimische und Ausländer, Angestellte und Selbständige. Illetristen sind «funktionale Analphabeten»: Sie können mit Mühe lesen, jedoch zu wenig, um Formulare und Wettbewerbe auszufüllen, Abstimmungsvorlagen und Bedienungsanleitungen zu nutzen, Zeitungsartikel und Packungsbeilagen zu verstehen. Sie können zur Not schreiben, jedoch zu langsam, um sich zu trauen, und zu fehlerhaft, um einen Beruf zu lernen.

Schorsch Grüter, 51, lieferte Kücheneinrichtungen. Den Weg zu Kunden kritzelte er mit kurvigen Pfeilen auf Papier. Musste er Baustellen, Sackgassen oder Einbahnstrassen umfahren, rätselte Chauffeur Grüter in der Fahrerkabine: Gehört das O auf dem Strassenschild zur gesuchten Oberirgendwashede? Das U zum Untersowiesoweg? Beim Kunden angekommen, verglich er dessen Namen auf dem Klingelschild mit jenem auf dem Lieferschein. Buchstaben für Buchstaben. «Richtig lesen musste ich nie», sagt Grüter am Eichentisch im Wohnzimmer. Auch das Schreiben umging er geschickt: Nach dem Abladen der Ware stapelte er die Paletten, rollte die Zurrgurten auf, knäuelte das Plastik zusammen und wuselte im Laderaum des Lastwagens herum, bis in der Fahrerkabine der Kollege den Arbeitsrapport auszufüllen begonnen hatte. Auf diesen Kollegen zeigte Grüter später beim Mittagessen in der Beiz und bestellte «S gliiche wie n'äär». Oder er las zum Schein die Menükarte und sagte: «S Eis ohni Suppe.»



Georg Grüter war einer von 600 000 funktionalen Analphabeten in der Schweiz.

Mit solchen Tricks versteckte Grüter seine Schwäche. Bis im März 2004. Damals wurde ihm die Stelle gekündigt, weil er gesundheitlich einbrach: «Der Rücken, die Schultern, die Ellbogen – vom Schleppen», sagt Grüter.

Als ihn bei der kantonalen Arbeitsvermittlung die Personalberaterin fragte, was er «zu bieten» habe, antwortete er: «Kraft, Ausdauer, Geschick.» Sie trieb ihn in die Enge: «Und schulisch, Herr Grüter, schulisch?» Er versuchte, sich rauszuschwatzen, sie blieb hartnäckig. Er log, sie piesackte ihn weiter. Er fluchte und beleidigte sie, sie blieb ruhig. Bis er aufgab und gestand: «Ich kann kaum lesen und schreiben.» Auf dem Heimweg hätte er am liebsten «von der Welt» gewollt.

Hartes Brot

Auf die Welt kam er am 30. November 1956 als Georg Hollenstein. Unehelich. Seine Mutter, vom Mann verlassen, vom Dorf verachtet, gab ihn in ein Heim und zog fort. Drei Jahre später kam Georg zu Jakob und Josy Grüter auf deren Hof in Hohenrain LU – nicht zur Adoption, zur Pflege. Für die Pflege erhielten sie Geld vom Sozialamt, adoptiert hätte Georg nur gekostet. «Härter als altes Brot ist es, kein Brot zu haben», erinnert er sich an diese Zeit.

Auch die Schule war hartes Brot für ihn. Die ersten zwei Primarklassen beendete Schorsch mittelmässig – Turnen: 6, Zeichnen und Gestalten: 4, Lesen: 3–4, Schreiben: 3, Fleiss und Betragen: mangelhaft. Er hätte, sagt Grüter, im Kopf schon Platz gehabt, habe aber viel davon für seine Abzweiger gebraucht, wie er seine Tagträume von damals nennt. Im dritten Schuljahr habe ihn «der böse Klassenlehrer» schikaniert: «Mal gab er mir das Schreibheft nicht zurück, mal korrigierte er meine Aufsätze oder Diktate nicht, mal verteilte er sie nach Noten.» Als Letzter stand Georg allein im kalten Blick des Lehrers, krallte sein blaues Heft in die Hand, fühlte sich schäbig und dumm, schämte sich und scheute aus Furcht vor Demütigungen die Wandtafel. Wie alle Illetristen.

Hans Burch, 73, der damalige Drittklassenlehrer, nennt sich «nicht streng, aber konsequent». Georg sei schulisch einfach zu schwach gewesen. «Er war ein langsamer Schaffer, der

sich, wie viele Schüler aus Bauernfamilien, mehr für Traktoren als Schule interessierte. Er hatte zu Hause ein strenges Regiment. Ob er nicht mehr leisten wollte oder nicht mehr leisten konnte, weiss ich nicht mehr.» Die Volksschule, sagt Burch, habe damals Lese-Schreib-Schwache nicht mit Sonderunterricht betreut. «Genau den hätte Georg aber gebraucht.»

Stattdessen erinnert sich Georg Grüter, er habe nach dem Unterricht «dobe bliibe» und seine Fehler korrigieren müssen, während draussen Seppi, Felix und Kari tschutteten – «Pass! Gooool!» Und einmal habe er zu Hause mühsam einen Brief geschrieben, ohne einen einzigen Fehler, den habe er der Klasse gezeigt, als Beweis, dass er das auch kann. Auch könnte. Da habe ihm Lehrer Burch den Brief aus der Hand gezupft, ihn zerrissen und gebrüllt: «Du Lügner! Den hat deine Mutter vorgeschrieben!»

Von da an liess Georg den Lehrer über sich ergehen, sein Notenschnitt fiel auf 2,5. «Tiefer als Holland», sagte die Mutter, schrieb «Frau Grüter» unter das Zeugnis, und Georg wiederholte beim selben Lehrer die dritte Klasse. Anna, die er gern hatte, wechselte in die vierte. Ein Jahr später zeigte er zu Hause wieder sein Zeugnis, der Vater blickte hinein, legte es auf den Tisch und schnaubte: «Chomm, mer gönd go höie.» Diesmal unterschrieb niemand, und von da an mochte Georg nicht mehr lesen, wollte nie mehr schreiben, verachtete die Schule und das Zuhause – und sich. Vierzig Jahre.

Seinen Pflegeeltern bedeutete Schule wenig, Arbeit war wichtig: melken, füttern, grasen, holzen, Bäume schütteln, Obst sammeln. Fragte die Mutter nach den Hausaufgaben, rief Georg: «Schon gemacht.» Doch seine Schultasche klemmte im Gepäckträger des Fahrrads. Statt seine Hausaufgaben zu erledigen, ging Georg den «Baba» fragen, wobei er ihm helfen sollte. Dieser antwortete: im Stall der Kuh beim Kalbern helfen, auf dem Feld den kaputten Traktor flicken, im Hof das Heu schichten, im Wald das Holz hacken.

Linken statt lesen, schleppen statt schreiben. Das war die Masche von Georg Grüter. Schon damals.

Tarnen, flunkern, tricksen

Dabei war Georg ein Sprachtalent, wie sich Franz-Xaver Kaufmann, sein Lehrer der achten Klasse der Hilfsschule, noch heute erinnert. «Er las und schrieb auffällig gut.» Doch habe Georg seine Fähigkeiten nach der Schulzeit verkümmern lassen.

In der Beiz bestellte er «s gliiche wie n'äär». Oder er las zum Schein die Menükarte und sagte: «S Eis ohni Suppe.»

Am Nachmittag des 14. Juli 1972, seines letzten Schultags, knatterte Georg nach dem Mittagessen auf seinem Mofa schnurstracks ins Nachbardorf und fragte dort in der Lastwagengarage, ob er helfen dürfe. Er durfte und war zwei Stunden nach Schulende angestellt.

Dabei hätte er Elektroniker lernen wollen, weil er «alles mag, was blinkt». Oder Schreiner, weil er «gern mit Holz bastelt».

Doch Grüter verdingte sich als Handlanger, sechs Tage die Woche, für ein paar Franken im Monat. Die Arbeitsrapporte schrieb der Vorarbeiter. Grüter las kaum Zeitung, Bücher sowieso nicht, und er lachte mit, wenn jemand lachend fragte: «Hesch au gläse?» Er kaufte in der Migros immer dieselben Produkte, die er immer am selben Ort fand. Einmal stand er allein an einer Kasse, weil er nicht lesen konnte, dass sie geschlossen war, als von nebenan die Kassierin herüberfrotzelte: «Mues is grösser schriibe?!» Verträge unterschrieb er «im Vertrauen», sein Steuerformular füllte ein Angestellter der Gemeinde aus, abgestimmt hat er noch nie, an Klassentreffen traut er sich bis heute nicht, und aus den Ferien schrieb er immer denselben Satz: «Liebe Grüsse aus ...»

Tarnen, flunkern, tricksen – die Taktik aller Illetristen. Sie kosten die Schweizer Volkswirtschaft jährlich über eine Milliarde Franken, vor allem die Arbeitslosenkasse und die Sozialämter. Jedoch stammen nicht alle Illetristen aus früheren Generationen: «Jedes Jahr verlassen über 2000 Jugendliche mit derart schlechten Sprachkenntnissen die Schulen, dass sie keine Lehrstelle finden, wenig lesen und schreiben und in den illetristischen Kreislauf geraten: verlernen, vergessen, vertuschen, verdrängen», erklärt Sonderschullehrer Franz-Xaver Kaufmann.

Die Belastung dieses permanenten Täuschens und Versteckens kostete Georg Grüter in der Rekrutenschule beinahe das Leben: Als er wegen Bauchschmerzen den Militärarzt aufsuchte, fand dieser ein Magengeschwür. «Vom vielen Lügen», dachte Infanterist Grüter, liess das Geschwür herausoperieren und log weiter,

wenn er lesen oder schreiben sollte: «den Arm verletzt» – «gerade nicht aufgepasst» – «keine Kontaktlinsen drin» – «die Brille vergessen» – «meine Frau wartet».

Nach der RS arbeitete Grüter fünfzehn Jahre auf dem Bau: als «Tscholi», Maurer und Kranführer. «Immer schrieb der Polier für mich.» Dann wechselte er zu jener Firma, für die er Kücheneinrichtungen lieferte, bis er vor vier Jahren entlassen wurde und die Personalberaterin seinen Illetrismus entdeckte. Sie schickte ihn nach Luzern in einen Kurs, wie es sie für Lese- und Schreibschwache in der ganzen Schweiz gibt. Dort hat Grüter mit zwölf Erwachsenen lesen und schreiben gelernt. Zwei Stunden pro Woche, zwei Jahre lang. Er lernte jeden Buchstaben neu – und neue kennen. «Ich wusste nicht, dass es ein J gibt. «Jassen» schrieb ich mit I.» Das erste Mal seit der dritten Primarklasse schrieb Grüter freiwillig: Aufsätze voller Fehler. Doch er schämte sich nicht mehr dafür, sondern liess sie auf Pullover drucken und stolzierte darin im Unterricht zur Wandtafel.

Buchprojekt «Bitte Wenden»

Georg Grüter lebt, einen Steinwurf vom Elternhaus entfernt, noch immer in Hohenrain. Mit seiner Frau und zwei erwachsenen Söhnen. Lisbeth, 50, lernte er vor dreissig Jahren an der Chilbi kennen, die Hochzeit kostete 750 Franken. Inklusive Ringe. Sie «füllt den Kram der

Und er schreibt. Jeden Abend eine A4-Seite. Schnürlischrift. Ein Buch soll daraus werden, «Bitte wenden» soll es heissen. Darin erinnert sich Georg Grüter an Lehrer, Zeugnisse und das Magengeschwür. Erzählt, dass er als CB-Funker «Topinambur71» heisst, auf den Mond wollte und an Gott, aber nicht an die Leute in

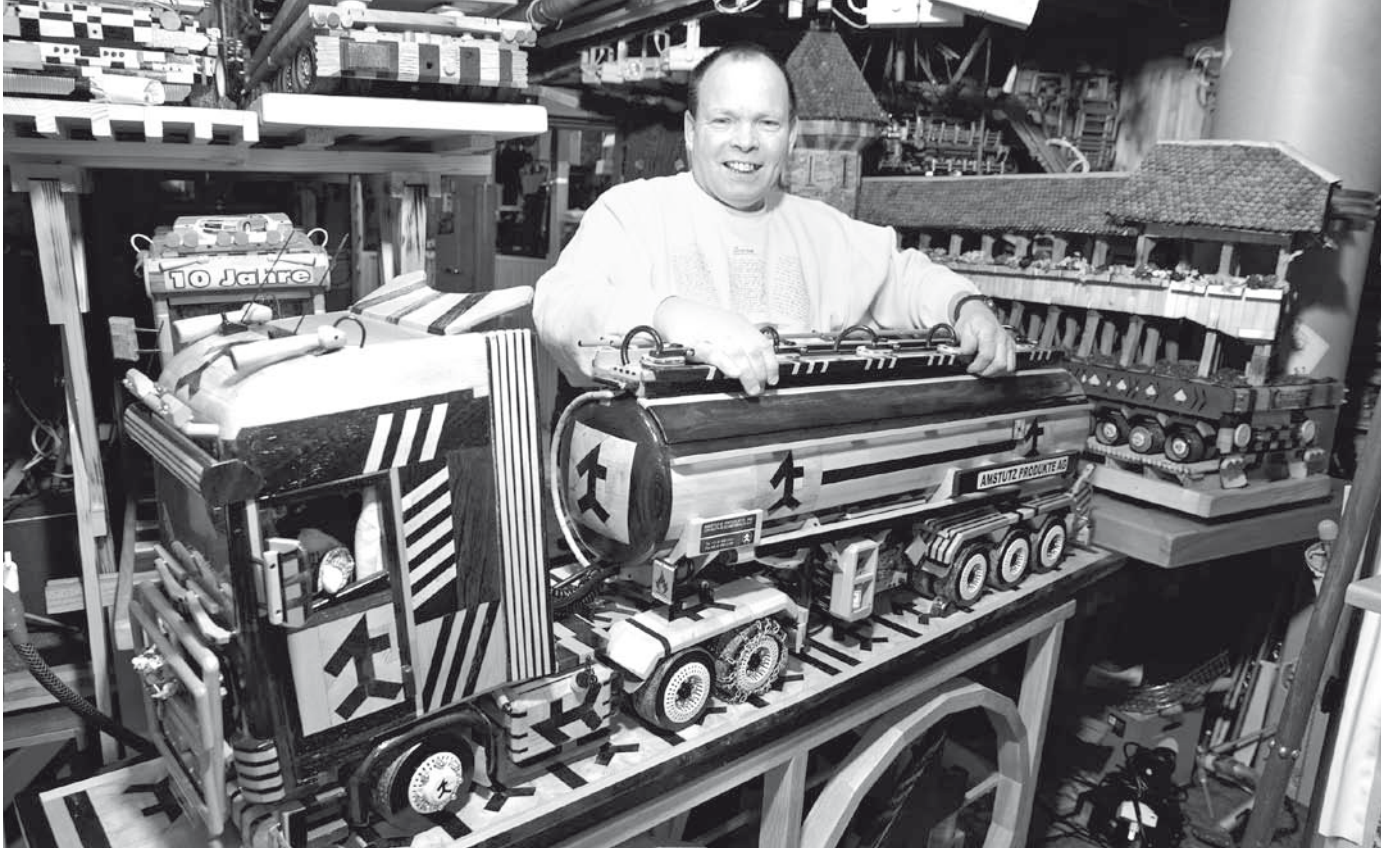
Einmal stand er allein an einer Kasse, weil er nicht lesen konnte, dass sie geschlossen war, als die Kassierin herüberfrotzelte: «Mues is grösser schriibe?!»

Versicherung und Krankenkasse» aus, er werkelt in seiner Freizeit an Elektronikgeräten und bastelt Lastwagen aus Holz. Der Pflegevater starb 1989, die Pflegemutter lebt in Hitzkirch im Alterswohnheim Chrüz matt. Seine leiblichen Eltern suchte Grüter vor zwanzig Jahren; er fand nur die Mutter – auf dem Friedhof von Les Ponts-de-Martel, einem Dorf im Neuenburger Jura. Ihren verwitterten Grabstein durfte er nach Hause mitnehmen; er hat ihn in seinem Garten aufgestellt. «Berty Hollenstei 1924–19 Das Leben ist ewig, die Liebe unsterblich», steht darauf – das letzte n im Namen und das Todesjahr hat die Zeit fortgerissen.

Seit dreieinhalb Jahren arbeitet der teilinvalide Grüter wieder. Halbtags. Er reinigt bei einem Hersteller chemischer Reinigungsprodukte die Kunststoffbehälter. «Lesen und schreiben muss ich dabei wenig», sagt er, «aber manchmal lese ich eine Etikette – zum Üben.» Letzten März endete sein Lese- und Schreibkurs, seither lernt er zwei Stunden pro Woche mit der Tochter eines Bekannten privat weiter. Das dritte Mal als Drittklässler. Er liest jeden Tag: «Grosse Buchstaben im «Blick», kurze Artikel im «20 Minuten», einfache Sätze im Regionalbund der «Luzerner Zeitung.»

Kirchen glaubt. Beschreibt, wie er Elefanten aus Schnee baute und die weltgrösste Tabakpfeife schnitzte. Schöne Geschichten, trotz der Fehler – nein, wegen der Fehler. «Ich werde nie fehlerfrei schreiben und fliegend lesen, aber es reicht für das Alltägliche», sagt Schüler Grüter und schreibt noch einmal in Schwarz auf Hüselipapier: «Enndlichch gehöööre ich dazu.» Diesmal mit d.

Infos über Illetrismus: www.lesenlireleggere.ch
Lese- und Schreibkurse für Erwachsene beim Schweizer Dachverband Lesen und Schreiben: www.lesenschreiben.ch oder Tel. 0840 47 47 47 (Lokaltarif)



In seiner Freizeit tüftelt Georg Grüter an Elektronikgeräten und bastelt Lastwagen aus Holz.



Georg Grüter mit seiner Frau Lisbeth vor seinem Haus im luzernischen Hohenrain.

Der Zürcher Journalistenpreis 2009

Kategorie Nachwuchs

wird

Dinu Gautier

für seine Artikelreihe

Nestlégate

erschienen in der WOZ Die Wochenzeitung
zwischen Juni und Dezember 2008

verliehen.

Zürich, 6. Mai 2009

Die Jury:



Fredy Gsteiger



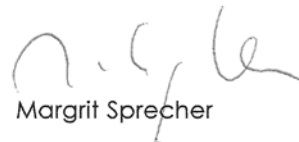
Andrea Masüger



Marco Meier



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher

Laudatio



Dinu Gautier

Ich war Student (Recht in Fribourg) und Praktikant (bei Solidarité sans frontières in Bern). Ein Mäzen ermöglichte mir dann ein halbjähriges Praktikum in Dakar, Senegal, bei einer lokalen Menschenrechtsorganisation. Das war 2006, zu einer Zeit, als tausende Senegalesen Fischerboote bestiegen, um die gelobten Kanarischen Inseln zu erreichen. Ich sass stundenlang im Schatten von Hütten in den Vorstädten, trank Tee, notierte, was jene zu erzählen hatten, die eben von den Kanaren zurück nach Senegal ausgeschafft worden waren, sah, wie sich die unfreiwillig Heimgekehrten zu organisieren versuchten, hörte, wie einer, der bei der Überfahrt fast verdurstet war, bereits den nächsten Versuch plante.

Ich verfasste einen Artikel, schickte ihn an ein paar Schweizer Redaktionen, glaubte nicht, dass die den auch nur lesen würden. Bald rief der «Bund» an, dann der «Tages-Anzeiger», später die «Basler Zeitung» und die «Wochenzeitung WOZ». Ich liess mir die gedruckten Artikel schicken, platzte fast vor Stolz und begann, von einem Leben als Afrikakorrespondent zu träumen. Zurück in der Schweiz gab ich die regelmässige Lektüre des «Jeune Afrique» jedoch bald wieder auf. Den Vorlesungen blieb ich fern, die Zeit vertrieb ich mir als Aboverkäufer einer neuen linken Wochenzeitung, die recht bald wieder eingestellt wurde.

Im Herbst 2007 fragte ich einen Berner WOZ-Redaktor, ob ich nicht wieder einmal etwas für die WOZ schreiben dürfe. Ich durfte: Ein Artikel über Biojoghurts aus Münsingen, das Neuste aus einem von Hippies besetzten Bauernhaus. Es folgte ein Praktikum auf der Redaktion, dann, ziemlich genau vor einem Jahr, wurde ich fest angestellt.

Laudatio für die Artikelreihe
«Nestlégate» von *Dinu Gautier*
erschieden in der *WOZ Die Wochenzeitung*,
Juni bis Dezember 2008

Eine Spionageaffäre und ein klingender Name: «Nestlégate», so betitelte die welsche Presse im vergangenen Jahr die Infiltration der Globalisierungskritiker von Attac, der linken und autonomen Szene, durch die private Sicherheitsfirma Securitas. So geschehen unter anderem im Auftrag von Nestlé. Die Securitas-Agenten sollten die Gruppierungen aushorchen über geplante Demonstrationen, Aktionen und die Recherchen an einem Buch über den Nahrungsmittelmulti. Der unheimliche Vorwurf wurde von den angeschuldigten Firmen nicht dementiert. Man halte sich an die Gesetze, und die Massnahmen hätten Sicherheitsinteressen gedient, wurde relativiert. Ende Februar 2009 stellte das Waadtländer Untersuchungsrichteramt fest, dass keine strafrechtlich relevanten Fakten vorliegen. Man müsse eben zwischen Recht und Ethik unterscheiden, hiess es in der juristischen Begründung. Der Fall schlug auch in der Deutschschweiz Wellen, es wurde berichtet, aber nicht weiter recherchiert. Doch der 25-jährige Journalist Dinu Gautier hat sich im vergangenen Jahr der Affäre verschrieben und für «Die Wochenzeitung WOZ» berichtet.

Er begnügte sich nicht damit, die Informationen und Recherchen der Westschweizer Kollegen, namentlich des Fernsehjournalisten Jean-Philippe Ceppi wiederzugeben. Er trieb die Suche eigenständig voran, fand Beteiligte, etwa Sébastien S., der im Auftrag der Abteilung Investigation Services der Securitas als Spitzel rekrutiert werden sollte. Oder Fanny Decreuze, die sich unter dem Decknamen Shanti Muller in linke und autonome Gruppen in der Romandie einschleuste. Um dann spurlos zu verschwinden – letztes Lebenszeichen war

eine Postkarte aus Indien an ihre angeblichen Freundinnen aus der Szene.

Detailgetreu schildert Gautier die Vorgänge und packt sie in eine Serie, die sich ein wenig wie ein Krimi liest. Über ein halbes Jahr hinweg nimmt er den Fall immer wieder auf, begibt sich auf die Spur der Protagonisten. Er zoomt sich nachträglich in ihre Welt ein.

Unweigerlich fragt man sich, warum es in der Schweizer Presse nicht mehr Geschichten gibt, die nachhaltig und mit detektivischem Ehrgeiz verfolgt werden, die nicht abgehakt werden und versanden, nachdem die erste grosse Welle verebbt ist.

Wir möchten Dinu Gautier für die Aufarbeitung des Falls mit dem Nachwuchspreis auszeichnen.

Susanne Mühleemann

Dann war die Spionin weg...

WOZ Die Wochenzeitung 19.6.2008

NESTLÉGATE Was eine Attac-Buchautorin über eine Spionin sagt, wie die Securitas den Fall herunterzuspielen versucht und was der Sicherheitschef von Nestlé unter Prävention versteht.

Von Dinu Gautier

Auf der einen Seite war da eine kleine Gruppe aus dem Waadtland. Sie gehörte zum globalisierungskritischen Netz Attac und setzte sich im Herbst 2003 das Ziel, die weltweiten Machenschaften von Nestlé zu recherchieren. Ein kleines Buch mit dem Titel «Nestlé – Anatomie eines Weltkonzerns» erschien dann ein Jahr später.

Auf der anderen Seite stand der Konzern selbst, der grösste Nahrungsmittelmulti der Welt. Nestlé beauftragte die Securitas, die grösste Schweizer Sicherheitsfirma, die Attac-AutorInnen zu bespitzeln. Eine junge Frau mit dem Decknamen Sara Meylan arbeitete daraufhin ein Jahr lang am Buch mit und belieferte gleichzeitig Nestlé mit Informationen. Im Sommer 2004 verschwand sie spurlos. Dies enthüllte letzte Woche der Journalist Jean-Philippe Ceppi in der Sendung «Temps présent» des Westschweizer Fernsehens. Eine der von Sara Meylan bespitzelten AutorInnen ist Janick Schaufelbuehl. Die 34-jährige Historikerin forscht heute an der Universität Lausanne und ist nicht mehr bei Attac aktiv.

WOZ: Wie gelang es Sara Meylan, der AutorInnengruppe beizutreten?

Janick Schaufelbuehl: Ganz einfach: Sie hat sich bei uns vorgestellt und gesagt, sie sei kaufmännische Angestellte bei einer Versicherung, das Thema «Nestlé» interessiere sie, und sie würde sehr gerne beim Projekt mitmachen. Attac ist offen gegenüber Personen, die sich engagieren wollen. Daher haben wir nie einen Verdacht geschöpft.

Was hat sie dann beige-steuert?

Sie war zurückhaltend, hat schüchtern gewirkt und wenig gesagt. Sie wollte ein Kapitel zum Thema «Nestlé und Kaffee» schreiben. Der Text, den wir von ihr erhalten haben, war aber derart katastrophal, dass wir das Kapitel vollständig neu schreiben mussten. Heute frage ich mich, wer diesen Text wirklich geschrieben hat. Vielleicht war es ja eine Kollektivarbeit von Nestlé und Securitas.

Von der Bespitzelung habt ihr dann erst vom Journalisten Jean-Philippe Ceppi erfahren?

Ja, es war schockierend. Unsere Treffen fanden im Privatbereich statt, manchmal bei jemandem zu Hause, inklusive Nachtessen und Diskussionen. Sie hatte Zugang zu unserem gesamten E-Mail-Verkehr und damit auch zum Austausch mit Kontakten im Ausland, etwa zu einer französischen Organisation, die damals einen Prozess gegen Nestlé vorbereitete. Dann, im Sommer 2004, verschwand sie, ihre E-Mail-Adresse und ihre Handynummer funktionierten nicht mehr. Bis heute ist sie nicht wieder aufgetaucht.

Die Polizei wusste auch davon?

Die Waadtländer Kantonspolizei hat offenbar auch die über uns angelegten Akten und Protokolle erhalten. Das sagt jedenfalls der Journalist, Herr Ceppi.

Haben Sie diese Protokolle gesehen?

Ceppi hat die Akten, will sie uns aber nicht geben, um seine Quelle zu schützen. Er hat mir aber ein Protokoll gezeigt, das sehr detailliert war. Wir gehen davon aus, dass Sara Meylan unsere Sitzungen aufgezeichnet hat, denn Notizen hat sie nie gemacht.

Und nun, was tun Sie?

Wir klagen gegen Sara Meylan, Securitas und Nestlé wegen Verletzung unserer Privatsphäre und zeigen die Verantwortlichen zudem wegen Verstosses gegen das Datenschutzgesetz an. Uns ist aber klar, dass wir es hier mit einem internationalen Phänomen zu tun haben. In Amerika hat es ja einen Fall gegeben, wo Greenpeace im Auftrag von multinationalen Konzernen infiltriert wurde, auch durch eine private Sicherheitsfirma. Und im Moment ist in Frankreich ein Fall hängig, wo ein Politiker offenbar durch eine private Sicherheitsfirma ausspioniert wurde. Es ist extrem wichtig, die Rolle der

riesigen privaten Sicherheitsfirmen genauer unter die Lupe zu nehmen, gerade auch wenn man bedenkt, dass sich dieselben Firmen an kriegerischen Handlungen im Irak und anderswo beteiligen.

Auftraggeberin von Sara Meylan war die Securitas beziehungsweise deren Abteilung Investigation Services (IS). Bis vor kurzem war die IS eine gemeinsame Dienstleistung der Securitas und der Custodio AG, die sich auch um Sicherheitsaufgaben am Flughafen Kloten kümmert. Seit Anfang Mai ist nun statt der Custodio AG die Crime Investigation Services AG (CIS) für die «Investigations» zuständig. Im Handelsregister gibt sich die CIS denn auch recht offen, was ihren Zweck angeht: «Überwachungen und Nachforschungen jeglicher Art», steht da geschrieben.

Verwaltungsrat sowohl von Custodio wie auch von CIS ist Reto Casutt, hauptberuflich Generalsekretär der Securitas. «Wir sind normalerweise im Bereich Versicherungsbetrug und Hooliganismus aktiv», sagt er. «Gemeinden beauftragen die IS beispielsweise, IV-Missbräuche aufzudecken.» Man beobachte dann etwa, dass IV-BesitzerInnen einen Vita-Parcours absolvierten. Oder man fange Hooligans im Vorfeld von Fussballmeisterschaftsspielen im Umfeld der Stadien ab.

Casutt betont, dass die Dienstleistung «im Rahmen des G8-Gipfels am Genfersee» aussergewöhnlich gewesen sei, da es sich damals auch um eine aussergewöhnliche Gefahrensituation gehandelt habe. «Vorher und nachher hat es keine Infiltrationen von Gruppen gegeben», sagt Casutt. Die Frau mit dem Decknamen Sara Meylan habe man im Sommer 2003 lediglich ins Camp der GlobalisierungsgegnerInnen bei Lausanne geschickt, um herauszufinden, welche Umzugsrouten die DemonstrantInnen geplant hätten. Nur: Die Arbeiten zum Nestlé-Buch haben erst nach dem G8-Gipfel begonnen. Casutt kann oder will nicht erklären, was dies denn mit Demonstrationsrouten zu tun hat. Wie erklärt sich Schaufelbuehl, dass die mächtige Nestlé so grosse Angst vor dem Buch hatte? Man dürfe nicht vergessen, dass Nestlé schon einmal eine grosse Affäre zu bewältigen hatte, den Babymilchpulver-Skandal in den Siebzigerjahren, sagt die Historikerin. «Das könnte Nestlé dazu veranlasst haben, besonders sensibel auf möglicherweise bevorstehende Imageschäden zu reagieren.» Und man stelle sich natürlich die Frage, was der Konzern zu verbergen habe,



Bild: Christian Brun / Keystone

Janick Schaufelbuehl, bespitzelte Attac-Buchautorin: «Was hat Nestlé zu verbergen, dass sie sich so fürchtet?»

wenn er sich so vor einer wissenschaftlichen Recherchearbeit fürchtet.

Ob die Verantwortlichen bei Nestlé Schaufelbuehls Einschätzung teilen? «Kein Kommentar», heisst es bei der Pressestelle. Das einzige Statement von Nestlé im Zusammenhang mit der ganzen Affäre gibt es schriftlich. Es hält fest, Nestlé halte sich ans Gesetz und gebe «aus offensichtlichen Gründen» keine Informationen zu Sicherheitsvorkehrungen preis. Zumindest Hinweise zur Nestlé-Sicherheitskultur liefert dafür John Hedley, der zur Zeit der Attac-Infiltration Head of Security von Nestlé war. Er schreibt auf einer Website für Führungskräfte im Sicherheitsbereich: «Sicherheitsarbeit wird beurteilt anhand ihres Beitrages zur Rendite der Gruppe», sagt Hedley und greift zur Veranschaulichung zum Thema Prävention: «Die Fähigkeit, die Anzahl unvorhergesehener Ereignisse zu verringern, ist ein wertvoller Faktor.» Wenn er dazu in der Lage sei, dann sei ihm die Aufmerksamkeit der Geschäftsleitung sicher. «Wenn man denen erzählen kann, dass man ein zukünftiges Problem vorbeugend hat lösen können, und dass das Problem, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so und so viel gekostet hätte, dann ist das eine sehr gute Geschichte.» Und er weist gleich selber daraufhin, welche Art von Problemen ins Geld gehen können: «Es ist ein sehr überzeugendes Argument, dass Marke und Image mehr wert sind als physische Vermögenswerte.»

WOZ: Zu welchem Schluss kommt das Nestlé-Buch?

Janick Schaufelbuehl: Dass Nestlé in vielen Ländern weltweit in sehr problematische Fälle verstrickt ist, sei es als Arbeitgeber oder sei es durch die Beteiligung an der Privatisierung von Wasser. Und dass sich Nestlé immer damit rechtfertigt, dass diese Filialen autonom arbeiten, dass Nestlé in Vevey also nicht direkt verantwortlich sei für diese Situation. Heute stellt sich mehr denn je die Frage, wie Nestlé in Ländern handelt, wo ihr Handlungsspielraum noch viel grösser ist als hier in der Schweiz: in Ländern wie Kolumbien, wo Gewerkschafter regelmässig von Paramilitärs umgebracht werden und es um die Arbeitsbedingungen und die Meinungsäusserungsfreiheit sehr schlecht steht.

Beim Hauptsitz von Nestlé in Vevey würde man jetzt gerne fragen, was denn nun dem Image von Nestlé mehr geschadet hat: Das Buch, das vor dem Skandal etwa tausendmal über den Ladentisch ging, oder «Nestlégate», wie die Affäre in der Westschweizer Presse bereits genannt wird. Aber – wie erwähnt – in Vevey wird keine Auskunft erteilt. Dafür heisst es bei Attac, dass sich das Buch derzeit bestens verkaufe.

Attac Schweiz (Hrsg.): «Nestlé – Anatomie eines Weltkonzerns», Rotpunktverlag, Zürich, 2005. 128 Seiten. 15 Franken.

Demonstrationen im Visier

Wen hat die Sicherheitsfirma Securitas neben Attac sonst noch überwacht? Die WOZ hat Reto Casutt, den Generalsekretär von Securitas, auf eine Beobachtung anlässlich einer bewilligten Anti-Wef-Demonstration vom 26. Januar in Bern angesprochen. Damals begleiteten drei Personen den Umzug und fotografierten die DemonstrantInnen. Einer der Männer sagte, er sei im Auftrag der Securitas unterwegs. Waren das MitarbeiterInnen der Abteilung Investigation Services von Securitas? Reto Casutt: «Wir haben unseren Mitarbeiter diszipliniert, er war privat und nicht im Auftrag von Securitas dort.»

Der Generalsekretär bestätigt immerhin, dass es vergleichbare Aufträge gegeben habe und auch heute noch gebe: «Manchmal wünschen Kunden, dass wir von öffentlichen Veranstaltungen berichten, etwa von Pressekonferenzen», was aber «ganz etwas anderes» sei als die Infiltration einer Gruppe.

Spion für dreissig Franken die Stunde

WOZ Die Wochenzeitung 26.6.2008

NESTLÉGATE Sébastien S. hätte im Auftrag von Securitas und Nestlé zum Spitzel werden sollen. Er weiss, mit welchen Methoden die Schnüffelabteilung der Securitas ihre MitarbeiterInnen rekrutiert.

Von Dinu Gautier

Noch immer nicht aufgetaucht ist die Spionin mit dem Decknamen «Sara Meylan», die im Auftrag von Nestlé und Securitas die globalisierungskritische Gruppe Attac ausspioniert hat (siehe WOZ Nr. 25/08). Die WOZ konnte aber einen Mann befragen, der offenbar vor «Meylan» für diese «Mission» vorgesehen war. Sébastien S.* sagt: «Im Herbst 2003 hat ein Mitarbeiter der Abteilung Investigation Services der Securitas mit mir mehrere Rekrutierungsgespräche geführt.» Das Ganze sei abgelaufen «wie in einem Spionageroman».

Wir sitzen am Ort, wo auch seine Bewerbungsgespräche mit dem Securitas-Agenten stattgefunden haben: im Café Pirate an der Lausanner Seepromenade. Obwohl sich halb Lausanne wegen der Hitze am See tummelt, hat es hier kaum Gäste, und man kann sich ungestört unterhalten. Wahrlich ein Ort, der sich für die Rekrutierung von Spionen anbietet. Der 28-Jährige trägt lange Haare und einen gepflegten Dreitagebart. Optisch hätte er bestens in die Attac-Gruppe gepasst, und auch die Mitarbeit am Buch über die Machenschaften von Nestlé hätte ihn, der zu dieser Zeit ein Studium der Politologie begann, wohl kaum überfordert.

Sébastien S. beginnt zu erzählen, wie alles angefangen hat, damals im Herbst 2003, als er unbedingt einen Teilzeitjob brauchte, um sein Studium zu finanzieren. «Ein Freund arbeitete als Nachtwächter bei der Securitas und wurde ziemlich gut bezahlt», sagt Sébastien. Deshalb habe er, neben anderen Firmen, auch Securitas eine Blindbewerbung geschickt. «Zwei oder drei Wochen darauf hat mich ein Mann angerufen. Er bot mir einen Job bei Securitas an, für dreissig Franken in der Stunde.» Der Mann habe gesagt, dass es sich um «einen speziellen Job» handle und dass er ihn im Café Pirate treffen wolle.

Verhör im Café

Sébastien traf hier auf einen kräftigen, älteren Mann mit «hartem Blick» und grauen Haaren. «Vom ersten Moment an versuchte er mich zu beeindrucken. Er sagte, dass er nicht unbedingt mit seinem echten Namen auftrete und dass der Inhalt des Gesprächs unter uns bleiben solle.» Daraufhin habe der Mann erklärt, er sei Teil einer speziellen Abteilung der Securitas. Diese betreibe Nachforschungen, habe Zugang zu allen Akten des Unternehmens und somit auch zu den Bewerbungsschreiben. Die Abteilung sei nicht in die offizielle Hierarchie des Unternehmens eingebunden, sondern funktioniere parallel. «Er hat mich intensiv beobachtet und war offenbar sehr interessiert daran, wie ich auf seine Geheimnistuerei reagiere.» Vor dem Securitas-Mitarbeiter auf dem Tisch seien Sébastiens Bewerbungsunterlagen gelegen. «Dass ich die Rekrutenschule als Aufklärer absolviert habe, hat ihm besonders gefallen», erinnert sich Sébastien.

Nicht mehr erinnern kann er sich hingegen an den Namen des Mannes. «Es ist einfach zu lange her», sagt er entschuldigend und bereut es sichtlich, seine Erlebnisse nicht früher aufgeschrieben zu haben. Vor ihm auf dem Tisch liegt immerhin ein zwei Seiten umfassendes Erinnerungsprotokoll, das er vor zwei Jahren geschrieben hat. «Ich habe damals meine Erlebnisse jemandem erzählt, der mir empfohlen hat, das Ganze aufzuschreiben.» Doch für einige Details sei es da schon zu spät gewesen.

«Jedenfalls begann der Mann, mich zu politischen Themen auszufragen. Er wollte wissen, was ich von der Armee und von multinationalen Konzernen halte. Nebenbei sagte er, die Grünen seien Extremisten», so Sébastien. «Ich war neugierig und habe ihm die Antworten gegeben, von denen ich annahm, sie würden ihm gefallen. Dies, um herauszufinden, was der überhaupt von mir wollte.» Zu diesem Zeitpunkt sei ihm alles «wie ein seltsames Spiel» vorgekommen.

Drohungen und Namen

Im Café Pirate sollten in der Folge noch zwei weitere Treffen stattfinden, jeweils nach einem Unterbruch von wenigen Tagen. Der Securitas-Mitarbeiter sei mit der Zeit etwas konkreter geworden: «Er sagte, eine grosse Firma habe die Securitas beauftragt, eine Organisation zu infiltrieren, um über deren Aktivitäten informiert zu sein», so Sébastien. Es seien dann auch Namen von Firmen und Organisationen gefallen. Er könne sich nicht mehr an alle erinnern, sicher sei er sich lediglich, dass von Nestlé, Novartis, Roche und Attac gesprochen worden sei. Allerdings seien diese Namen mehr als Beispiele denn als konkrete Auftraggeber oder Zielgruppen zu verstehen gewesen. Der Securitas-Mitarbeiter habe nun auch gedroht: «Er sagte, dass er Mittel habe, Druck aufzusetzen, falls ich ihm Probleme bereiten würde», erinnert sich Sébastien. «Und es gab auch indirekte Drohungen.» Zudem sei seine Sprache militärischer geworden, er habe etwa vermehrt von «der Mission» gesprochen.

Rückblickend hält Sébastien die Vorgehensweise des Securitas-Mitarbeiters für sehr durchdacht und professionell: «Die Gespräche waren methodisch aufgebaut. Er analysierte mich, versuchte mich zu provozieren und schliesslich auch zu destabilisieren.» Den Versuch der Destabilisierung erlebte Sébastien beim letzten Treffen, das nicht wie gewohnt im Café stattfand. «Der Mann brachte eine Frau mit, die er als seine Chefin vorstellte. Sie holten mich in einem Minibus ab und fuhren aufs Land.» Er sei im Laderaum gesessen und habe die Orientierung verloren. Dann, irgendwo in den Rebbergen des Lavaux, hätten sie ihn in ein Bistro geführt. «Die beiden gaben mir dann viel genauere Informationen. Ich müsse Sitzungen einer Arbeitsgruppe von Attac Waadtland besuchen, die den Geschäften grosser Firmen nachforschte. Über die Sitzungen, die etwa einmal wöchentlich stattfinden würden, hätte ich Berichte zu schreiben.» Den Namen des Auftraggebers der «Mission» hätten sie ihm nicht gesagt. Vor ihm sei ein Dossier gelegen, das er aber nur flüchtig angeschaut habe: «Darin waren Informationen über Attac Waadtland, möglicherweise Texte von der Attac-Website.» Ihm sei gesagt worden, er könne mit seinem echten oder einem falschen Namen arbeiten. «Offenbar waren sie gestresst, es tönte, als müsste ich schon in der folgenden Woche damit beginnen.» Die Frau habe ihn dann



Bild: James Lincoln / Keystone / Camera Press

Auftrag: Spitzle Attac aus! Die Securitas versuchte im Herbst 2003, Sébastien S. auf die globalisierungskritische Gruppe anzusetzen. Vergeblich: Den Auftrag übernahm dann «Sara Meylan» (Bild gestellt).

gefragt, ob er den Job noch immer wolle. Sébastien: «Ich habe den Job abgelehnt. Der Mann reagierte aufbrausend und sagte, jetzt sei ich so weit gegangen, dass ich annehmen müsse.» Die Frau habe interveniert und seine Absage akzeptiert. Dann hätten sie ihn zurück nach Lausanne gefahren, und seither habe er nie mehr etwas von den beiden gehört.

Securitas schweigt

Wieso hat Sébastien diesen Vorfall erst jetzt publik gemacht? «Dafür gibt es verschiedene Gründe: Einerseits gab es Drohungen, andererseits hatte ich nichts in der Hand, das meine Geschichte belegt hätte.» Zudem sei er jünger gewesen, habe andere Probleme gehabt, und mit der Zeit hätten ihn auch andere Sachen beschäftigt. Damals sei er kaum politisiert gewesen, habe nur sehr vage gewusst, was Attac sei. Nun habe er von der Nestlégate-Affäre gelesen, und da sei der Moment gekommen, an die Öffentlichkeit zu treten. Vor dem Interview hat er allerdings zuerst die Direktbetroffenen von Attac Waadtland informiert.

Und was sagt die Securitas? Ihr Generalsekretär Reto Casutt will sich zu den Aussagen von Sébastien S. nicht äussern. Er habe von dieser Angelegenheit keine Kenntnis.

* Name der Redaktion bekannt.

Observierte Anti-Wef-Demo?

Haben die Investigation Services (IS) der Securitas die Anti-Wef-Demo vom 26. Januar in Bern observiert? Dies legt unter anderem ein Foto auf der Internetplattform www.indymedia.ch nahe, das einen Mann mit einem Securitas-Ausweis zeigt, der an jenem Tag DemonstrantInnen fotografiert hat.

Nun reicht Luzius Theiler von der Grünen Partei im Stadtberner Parlament eine Interpellation zu dieser Frage ein. Er will unter anderem wissen, ob und welche Aufträge die Stadt in der Vergangenheit der IS erteilt hat und ob die Polizei über die Anwesenheit der Securitas an besagter Demo informiert war.

Weiss Nestlé noch mehr?

WOZ Die Wochenzeitung 28.8.2008

Die Berichte der Attac-Spionin

Von Dinu Gautier

Im Sommer hat Nestlé einem Waadtländer Zivilgericht Unterlagen ausgehändigt, die eine Securitas-Spionin mit dem Decknamen Sara Meylan über die Waadtländer Sektion der Organisation Attac angefertigt und dem Nahrungsmittelkonzern übergeben hatte.

Über den Inhalt ist bisher bekannt geworden, dass die Spionin eigentliche Fichen erstellt hat, wobei sie nicht nur Aussehen und Auftreten, sondern auch Privatadressen und persönliche Ambitionen der GlobalisierungskritikerInnen interessierten (siehe WOZ Nr. 32/08).

Nun liegen diese 77 Seiten umfassenden und mit «Vertraulich» beschrifteten «Zwischenrapporte» und «Protokolle» der WOZ vor.

Interessante AHV-Demo

Über die Attac-Sitzungen hat Meylan jeweils eine Zusammenfassung von bis zu sieben Seiten geschrieben, inklusive TeilnehmerInnenliste. Ausführlich dokumentiert hat Meylan den Inhalt der Diskussionen und die Daten kommender Veranstaltungen, wobei auch solche darunter sind, die nur indirekt etwas mit Nestlé zu tun haben. Beispielsweise eine Demonstration gegen die AHV-Revision im Herbst 2003 oder Vorbereitungsworkshops für Blockaden gegen das Weltwirtschaftsforum im Januar 2004.

Was die politischen Inhalte angeht, scheint sich Meylan besonders für Aktivitäten der kolumbianischen Gewerkschaft Sinaltrainal interessiert zu haben. Diese bezichtigt Nestlé, paramilitärische Killer zu bezahlen. Genauso spannend fand sie offenbar auch die Reisen eines brasilianischen Wasserpolitikaktivisten in die Schweiz.

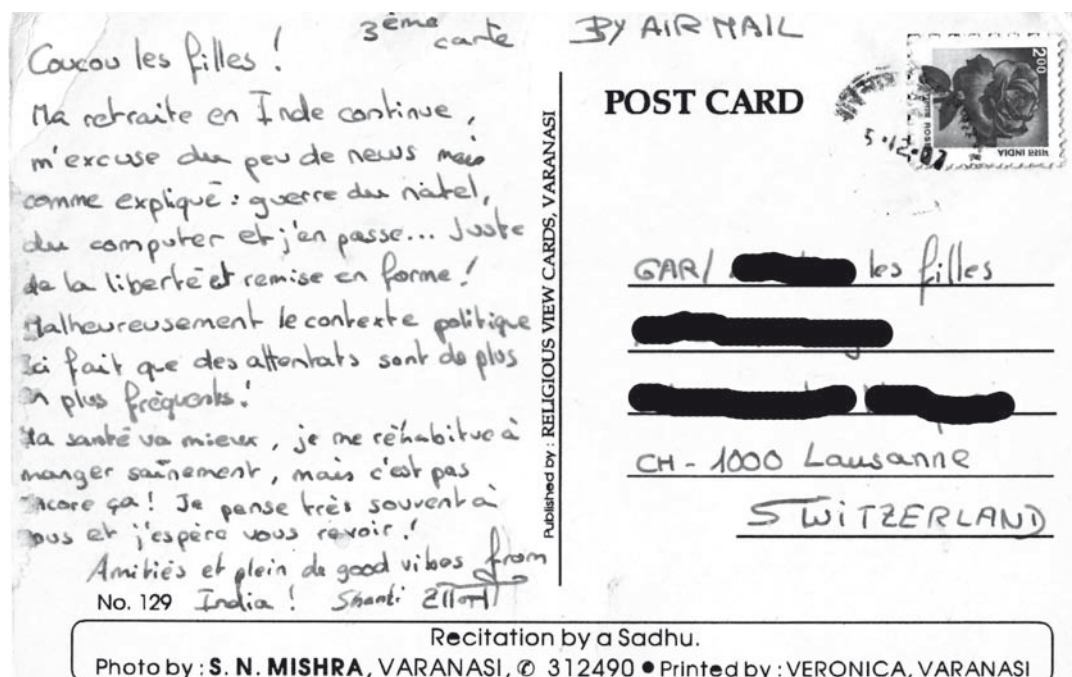
Die Spionin ficht sich jeweils auch gleich selber. Im «Zwischenrapport» vom 9. September 2003 heisst es etwa: «Sara, etwa 22 Jahre» und «halblange Haare, etwa 1.70 m.» Offenbar eine Sicherheitsmassnahme, um zu verhindern, dass sie auffliegt, falls ihre Rapporte in falsche Hände geraten. Konsequenz ist ihre Verschleierungstaktik aber nicht: «Er wirkte misstrauisch und hat ununterbrochen aus dem Augenwinkel meine Notizen gelesen», schreibt sie auf einen Plan zur Sitzordnung eines Treffens, auf dem sie selber auch verzeichnet ist.

Verdächtige Lücken

Dennoch ist eines sicher: Die Spionin war keine Dilettantin. Die Berichte wirken professionell und dürften kaum ohne Tonbandaufnahmen zu bewerkstelligen gewesen sein. Ab und zu musste sie auch kaltes Blut beweisen. Einmal, so Meylan, habe ein Attac-Mitglied darauf hingewiesen, dass Nestlé, wenn der Konzern denn wolle, die Mittel habe, herauszufinden, was Attac plane. Vielleicht sei ja gerade jemand von Nestlé zugegen. «Alle lachten, und wir sagten uns, dass man das wirklich nie wissen kann», schreibt Meylan.

Klar ist, dass Nestlé offensichtlich nicht alles Material herausgerückt hat. Die Chronologie weist grössere Lücken auf, und die letzte Seite, auf der drei – im öffentlichen Raum fotografierte – Attac-AktivistInnen zu sehen sind, endet mit einem Zwischentitel. Vor Gericht ist der Anwalt von Attac aber abgeblitzt, als er Massnahmen zur Sicherstellung weiterer Dokumente verlangte. Was Nestlé zurückbehält und ob es darum ging, weitere SpionInnen zu decken, wird die Zukunft zeigen.

Die Frau mit den zwei Identitäten



Postkarte der Spionin Fanny Decreuze alias «Shanti Muller» an ihre «Freundinnen» (Ende 2007).

WOZ Die Wochenzeitung 11.9.2008

SECURIGATE Wie «Shanti Muller», die zweite enttarnte Securitas-Agentin, die autonome Szene ausspionierte, wie sie dabei bewusst Freundschaften aufbaute und wieso der Staatsschutz die Spitzeltätigkeit an Securitas ausgelagert haben könnte.

Von Dinu Gautier

«Eintreten auf eigene Gefahr!», steht an ihrer Wohnungstüre geschrieben. Daneben vier Bilder von zähnefletschenden Kampfhunden. An der Klingel heisst es: «Haben Sie wirklich einen Grund zum Klingeln?» Weitere Aufkleber weisen daraufhin, dass die Wohnung durch die Securitas bewacht werde und eine Alarmanlage installiert sei. Ein ähnliches Bild von ausserhalb des Mehrfamilienhauses: Kunststoffplanen sollen jeden Einblick auf die Terrasse verhindern, zu sehen sind lediglich mehrere im Wind flatternde Schweizer Fahnen und Fenster mit heruntergelassenen Läden, die zusätzlich mit Tarnnetzen, wie man sie von Bildern aus dem Irakkrieg kennt, von aussen bedeckt sind. Und an der Wand, neben den Fenstern, ist ein Securitas-Schild angebracht: «Betreten verboten!»

Kein Zweifel: Hier wohnt eine Frau, die weiss, wie fragil die Privatsphäre sein kann. Die Frau heisst Fanny Decreuze und arbeitet für die

Schnüffelabteilung «Investigation Services» (IS) der Securitas in Lausanne.

Aufgrund von Recherchen, an denen auch die WOZ beteiligt war, hat am Sonntagabend das Westschweizer Fernsehen publik gemacht, dass Fanny Decreuze während mehr als zwei Jahren linke und autonome Gruppen in der Romandie ausspioniert hat. Bereits drei Monate zuvor war bekannt geworden, dass eine andere Spionin mit dem Decknamen «Sara Meylan» die globalisierungskritische Gruppe Attac Waadtland infiltriert hatte («Nestlégate», siehe WOZ Nr. 25/08).

Die Infiltration

Auch Fanny Decreuze hat einen Decknamen: «Shanti Muller» nennt sie sich, als sie sich im Frühjahr 2003 in die Vorbereitungen zu den Protesten gegen den G8-Gipfel am Genfersee einklinkt. Die 31-jährige Lausanner Aktivistin Susanne Sauterel (Name geändert) begegnet ihr im Herbst 2003 zum ersten Mal an einer Demo: «Sie kam auf mich zu, weil ich fotografierte, und bezichtigte mich, ein Polizeispitzel zu sein.» Einige Monate später lernt sie Shanti Muller näher kennen, als diese bei der «Groupe Anti-Répression» (GAR) mitzuarbeiten beginnt. Die GAR unterstützt nach dem G8-Gipfel DemonstrantInnen in Gerichtsverfahren und dokumentiert die Polizeiübergriffe, zu denen es gekommen war. «Shanti war sehr neugierig und offen. Da sie sagte, sie sei ganz alleine,

haben wir uns etwas mehr um sie gekümmert», sagt Susanne Sauterel. Muller habe bewusst Nähe aufgebaut und sei mit der Zeit tatsächlich zu einer guten Freundin geworden. «Es ist wirklich zum Kotzen! Gerade weil wir auch über sehr persönliche Sachen geredet haben», meint Sauterel heute dazu.

Muller habe erzählt, sie sei französisch-schweizerischer Herkunft, sei auf einer Militärbasis in Djibouti aufgewachsen und als Sechzehnjährige nach Indien abgehauen. Dort habe sie Leprakranke gepflegt. «Angesichts ihres Auftauchens aus dem Nichts und ihrer doch eher ungewöhnlichen Biografie hat es schon Leute gegeben, die Shanti gegenüber misstrauisch gewesen sind», sagt Sauterel. Sie selber habe Muller darauf angesprochen, worauf die Spionin verständnisvoll reagiert habe. Und mit der Zeit sei das Misstrauen geringer geworden.

Berufsrisiken

Shanti Muller besucht AktivistInnen zu Hause, feiert in besetzten Häusern und dem autonomen Zentrum «Espace Autogéré» von Lausanne, beteiligt sich an unzähligen Sitzungen, Aktionen und Demonstrationen, nicht nur in Lausanne, sondern auch in Genf und Bern. Als Mitglied der GAR hat sie Zugang zu vertraulichen Dossiers, etwa zu Gedächtnisprotokollen von ZeugInnen polizeilicher Übergriffe oder Akten zu laufenden Gerichtsverhandlungen.

Als im Januar 2004 über tausend von einer be- willigten Demo in Chur heimreisende Wef- GegnerInnen in Landquart aus einem Zug getrieben und kontrolliert werden, macht die Spionin Bekanntschaft mit den Knüppeln der Genfer Polizei. Sie wird mit einer Fraktur im Gesicht in einem Krankenwagen abtransportiert.

Im Sommer 2004 verschwindet Shanti Muller für über einen Monat, um dann bis im Sommer 2005 wieder regelmässig an Sitzungen teilzunehmen. Ende 2007 erreicht die Leute der GAR ein letztes Lebenszeichen von Muller – eine Postkarte aus Indien (vgl. Abbildung).

Vom Leben der Frau weiss man, abgesehen von ihren Auftritten als Spitzelin, wenig. Bekannt ist, dass Fanny Decreuze 33 Jahre alt ist und Kampfhunde hält. Seit zwei Jahren gehört die blonde, korpulente Frau der SVP an («Eine gute Aktivistin», sagte der Parteipräsident der UDC Côte Ouest dem Gratisblatt «Matin Bleu»). Den SVP-Nationalrat Guy Parmelin unterstützt Decreuze auf dessen Wahlkampfhomepage namentlich. Dort wünscht sie sich auch einen verschärften Kampf gegen «Versicherungsmissbrauch» und für ein lascheres Waffengesetz. Und sie fordert von der Schweiz internationales Engagement. Decreuze ist sensibilisiert für Fragen der Entwicklungshilfe: 1997 erscheint im «24 heures» ein Artikel über ihre Arbeit mit Leprakranken in Indien. Bekannt ist auch, dass sie in Neuenburg Vorlesungen am «Institut zur Bekämpfung von Wirtschaftskriminalität» besucht hat. Sie ist zudem seit spätestens 1999 für die Securitas tätig. Dort steigt sie bei der «Bewaffneten Garde» ein.

Im Herbst 2003 übernimmt Decreuze die Führung der Abteilung «Investigation Services», da ihr Vorgänger, ein ehemaliger Freiburger Kantonspolizist (Name der Redaktion bekannt), wegen sexueller Übergriffe an einem Minder- jährigen eine zweieinhalbjährige Gefängnisstrafe absitzen muss. Dieser Mann betreibt heute übrigens eine private Sicherheitsfirma, die unter anderem Ausbildungen in Techniken wie «Befragung», «Observation» oder «Beschattung» anbietet. «Ich arbeite nur mit uniformierten Sicherheitskräften», sagt er dazu. Fragt sich, wie sinnvoll eine Beschattung in Uniform ist.

Diesen Montag lud die GAR zu einer Pres- sekonzferenz in Lausanne, wo ihr Anwalt Jean Lob eine Anzeige gegen Securitas wegen Betrug und Verstoss gegen das Datenschutzgesetz ankündigte. Will sich die Gruppe damit an Decreuze rächen? «Nein, darum geht es uns

nicht. Wir wollen aufzeigen, dass diese Infiltra- tion System hat», sagt Sauterel: «Wir sind überzeugt, dass es, abgesehen von Sara Meylan und Shanti Muller, weitere Spitzel gab und gibt.» Es sei wichtig, herauszufinden, wer die Auftraggeber dieser Aktivitäten seien.

Der privatisierte Staatsschutz

Im Gegensatz zur Infiltration von Attac im Auftrag von Nestlé ist im Fall Muller/Decreuze nämlich nicht bekannt, wer der Securitas den Auftrag gegeben haben könnte, autonome Gruppen zu unterwandern. An der Pressekon- ferenz der GAR wird der Verdacht geäussert, Securitas könnte für den Staatsschutz oder die Polizei gearbeitet haben. Tatsächlich gibt es Indizien, die diese These stützen.

Dass sich Staatsschutzkreise und Polizei für Informationen aus dem autonomen und globalisierungskritischen Umfeld stark interessieren, steht ausser Frage. Dass sie zur Informationsbe- schaffung (noch) keine AgentInnen mit falscher Identität in Organisationen einschleusen dürfen auch. Dies möchte der Dienst für Analyse und Prävention (DAP) aber tun. Deshalb strebt er eine Gesetzesänderung an.

Denkbar wäre, dass der DAP solche Opera- tionen an Private auslagert, da diese rechtlich viel mehr Spielraum haben. Guido Balmer, Presse- sprecher des Bundesamtes für Polizei, sagt lediglich, dass der DAP keine Details zu Quellen öffentlich mache, um diese nicht zu gefährden. Hingegen bestätigt er Folgendes: «Das Gesetz macht keinen Unterschied zwischen privaten und institutionellen Informationsquellen.» Diese Quellen dürfe der DAP für Informationen entschädigen, und zwar nicht im Sinne einer Lohnzahlung, sondern zur Begleichung von Spesen. «Zudem kann der DAP Prämien für wertvolle Informationen ausrichten», so Balmer. Diese Entschädigungen und Prämien könnten allenfalls auch für Securitas lukrativ gewesen sein. Claude Covassi, der dem DAP Informationen über den Islamisten Hani Ramadan geliefert hat, behauptete etwa, vom DAP dafür mit etwa 15 000 Franken belohnt worden zu sein.

Noch mehr Spione?

Bei Securitas beantwortet derzeit niemand Fragen zur Affäre, dies mit Verweis auf ein «laufendes Gerichtsverfahren». Die Firma hat lediglich ein Communiqué veröffentlicht, in dem sie behauptet, legal gehandelt zu haben. «Die Securitas hat während der fraglichen Zeit

die Polizei über ihre Tätigkeit informiert.» Zudem schreibt die Securitas, im Herbst 2005 habe es Gespräche mit dem Bundesamt für Polizei gegeben. Das Bundesamt habe der Securitas mitgeteilt, «dass diese ganz speziellen Dienste nicht zum Aufgabengebiet von privaten Sicherheitsfirmen gehören sollen». In der Folge habe die Securitas diese Aktivitäten auch eingestellt.

Nur: Solche Behauptungen sind nicht neu. Nach dem Skandal um die Spionin Sara Meylan sagte Reto Casutt, Generalsekretär der Securitas, zur WOZ: «Vorher und nachher hat es keine Infiltrationen von Gruppen gegeben und wird es auch nicht geben.»

Bleibt abzuwarten, wann weitere Spionage- aktivitäten privater Sicherheitsfirmen ans Tageslicht kommen. Und dann wird man mög- licherweise neben «Nestlégate» auch von «Securigate» sprechen.

Prozesskosten

Bereits einen fünfstelligen Betrag hat Attac für den Zivilprozess gegen Nestlé und Securitas ausgegeben. Vor drei Monaten war bekannt geworden, dass diese Firmen eine Spionin bei Attac Waadtland eingeschleust hatten. Florence Proton von Attac: «Kommen wir nicht zu Geld, wären wir gezwungen, den Prozess abzubrechen.» Um zu verhindern, dass die AuftraggeberInnen in der Nestlégate-Affäre ungeschoren davon- kommen, bittet die Organisation um Spenden.

Attac-Suisse, 1700 Fribourg, PC 17-762066-4, Vermerk «Solidarität Klage»

Spionin zum Dritten



Da will ich mich bewerben! Gefälschter Securitas-Aufkleber.

WOZ Die Wochenzeitung 4.12.2008

NESTLÉGATE Hat Securitas die Spitzeltätigkeit im Auftrag von Nestlé wirklich eingestellt? Der Fall einer weiteren, vor kurzem enttarnten Spionin lässt daran zweifeln.

Von Dinu Gautier

In der Affäre um die Infiltrierung von Securitas-Agentinnen in linke Gruppierungen komme es «voraussichtlich noch vor Weihnachten» zu einem ersten strafrechtlichen Entscheid, sagt der Waadtländer Untersuchungsrichter Jacques Antenen. Entschieden wird darüber, ob es zu einer formellen Anklageerhebung gegen die Beteiligten, darunter die Auftraggeberin Nestlé, kommen wird.

Jetzt ist bekannt geworden: Die globalisierungskritische Gruppe Attac-Vaud, deren «Arbeitsgruppe Multis» sich mit den Machenschaften von Nestlé befasst, wurde nicht nur von einer Agentin unterwandert, sondern von mindestens zwei. Die erste mit dem Decknamen Sara Meylan ist im Juni vom Westschweizer Fernsehen enttarnt worden – sie hatte die Gruppe im Sommer 2004 verlassen. Mitte November hat nun eine gewisse Sakura (Name geändert) der Gratiszeitung «Matin Bleu» gestanden, im Jahr 2005 für Securitas «etwa zehn Berichte über Attac-Vaud-Sitzungen» verfasst zu haben.

Danach habe sie damit aufgehört, sei aber weiterhin in der Gruppe engagiert gewesen, da sie dort Freunde gewonnen habe.

Falsche FreundInnen

Béatrice Schmid von Attac-Vaud hat da grosse Zweifel: Ausserhalb der Sitzungen habe Sakura niemanden getroffen und auch an den Diskussionen während der Sitzungen habe sie sich kaum beteiligt. «Von einer entstandenen Freundschaft kann nicht die Rede sein», so die Aktivistin. «Noch bis Mai 2008 hat sie an Sitzungen teilgenommen, und sie war bis vor zwei Monaten auf unserem Mailverteiler.» Als im Juni die Nestlégate-Affäre ins Rollen kam, schickte Sakura ein Mail an ihre «FreundInnen», worin es hiess: «Das ist ein lächerliches Vorgehen, wir machen doch nichts Illegales.» Und: «Dieses Gefühl von Verrat und Missbrauch, das ihr fühlt, muss schrecklich sein.» Der WOZ sagte Sakura, sie könne das Geschehene nicht rückgängig machen. «Das Ganze tut mir leid», so die enttarnte Spionin. Mehr wolle sie nicht sagen. Sakura war übrigens unter ihrem echten Namen auf Infiltrationsmission, ganz im Gegensatz zu Fanny Decreuze, ihrer Chefin bei den Investigation Services von Securitas, die unter dem Decknamen Shanti Muller die autonome Szene und TierrechtsaktivistInnen infiltriert hatte (siehe WOZ Nr 37/08).

Vertraulicher Bericht aus Bern

Ab 2005, nach der Publikation eines Buches über Nestlé, hat sich die Attac-Arbeitsgruppe Multis hauptsächlich mit Nestlés Wasserprivatisierungspolitik befasst. Die Arbeitsgruppe habe mit Gruppen aus der halben Welt kommuniziert, sagt Béatrice Schmid. «Nestlé konnte dank Sakura Nestlé-kritische Netzwerke im In- und Ausland identifizieren und im Auge behalten.»

Dass den Multi die Opposition gegen seine Wassergeschäfte besonders beschäftigt, wird immer deutlicher. Über eine kritische Veranstaltung zu Nestlés Wasserprivatisierungspolitik vom 10. Oktober 2006 im Berner Käfigturm hat die Securitas einen «vertraulichen Bericht» verfasst, der in der Westschweizer «Tagesschau» vom 28. September 2008 zu sehen war. Der «Tagesschau»-Beitrag ist inzwischen aus dem Online-Archiv des Westschweizer Fernsehens entfernt worden. Es scheint sich beim Securitas-Bericht um eine umfangreiche Dokumentation der Redebeiträge zu handeln, ergänzt mit der Fotografie eines Referenten. An der Veranstaltung aufgetreten war auch der Aktivist Franklin Frederick aus Brasilien, für den sich bereits die erste Spionin Sara Meylan sehr interessiert hatte (siehe WOZ Nr. 35/08). Brisant am Dokument von 2006 ist aber vor allem das Datum. Securitas-Sprecher hatten zu Beginn der Affäre nämlich noch behauptet, Infiltrierungen habe es nur im Jahr 2003 anlässlich des G8-Gipfels von Evian gegeben. Später korrigierten sie diese Aussage

und sagten, seit Ende 2005 gäbe es keine solchen Missionen mehr.

In der Westschweiz scheint niemand daran zu glauben, dass der gerade hier sehr mächtige Nahrungsmittelkonzern für seine Taten wird geradestehen müssen. Am wenigsten der Anwalt von Attac, Jean-Michel Dolivo: «Mit grösster Wahrscheinlichkeit wird das Strafverfahren eingestellt.» Dies zeichne sich schon länger ab, habe doch der Untersuchungsrichter Beweisunterlagen der KlägerInnen, etwa auf Bürodurchsuchungen, systematisch abgelehnt. «Und er attestiert den Firmen guten Kooperationswillen, obwohl sich deren Aussagen im Verfahren ständig widersprechen», so der Anwalt.

Paranoia bei der Securitas

Die Enttarnung der dritten Securitas-Spionin (vgl. Artikel oben) dürfte zu hoher Nervosität in der Securitas-Gruppe führen. Dies zeigen interne Schreiben, die der WOZ vorliegen. Als im Juni das Westschweizer Fernsehen über die erste bei Attac-Vaud eingeschleuste Spionin berichtete, schickte die Kommunikationsabteilung der Securitas ein Informationsblatt an alle MitarbeiterInnen der Firma. Darin war von einer «Medienkampagne» die Rede, und es wurde betont, dass von der Securitas «seit 2003 solche Aktionen nicht mehr durchgeführt wurden, da die Situation es nicht erforderte». Eine Lüge, wie sich später herausstellen sollte.

Weiter griff die Securitas im selben Schreiben den schweizerischen Polizeibeamtenverband VSPB an, da dieser die Infiltrationen durch Securitas öffentlich verurteilt hatte: Exponenten dieser Gewerkschaft würden seit Jahren kategorisch gegen jegliche Einsätze von privaten Diensten in öffentlichen Sicherheitsaufgaben kämpfen, heisst es: «Diese Stimmungsmache entfernt sich weit von der schweizerischen Realität, wo behördliche und private Sicherheitsorgane eine gut etablierte und respektvolle Zusammenarbeit von öffentlichem Nutzen pflegen.»

Als dann im September die zweite Securitas-Agentin enttarnt wurde, bekam es die Securitas offenbar mit der Angst zu tun. In einem Schreiben an alle MitarbeiterInnen warnte sie vor «möglichen Angriffen extremer Kreise». Die interne Telefonzentrale wurde in Alarmbereitschaft versetzt, «Aussenkontrollen» an Securitas-Gebäuden hatten stündlich zu erfolgen,

und Fahrzeuge durften nur in «geschützten Bereichen» parkiert werden.

Kadermitglieder wurden separat gewarnt: «Keine Führungsperson soll sich zu diesen Fällen äussern oder eine persönliche Meinung kundtun.» Zudem erhielten sämtliche MitarbeiterInnen die Anweisung, «alle Kundenreaktionen und/oder -bemerkungen unmittelbar mitzuteilen». Wie diese ausgefallen sind, mag Urs Stadler, Mediensprecher der Securitas, nicht kommentieren. Ebenso wenig, ob KundInnen abgesprungen sind. In mindestens zwei Fällen ist dies geschehen: Greenpeace und die Unia Region Bern lassen ihre Gebäude künftig nicht mehr von der Securitas bewachen.

Bisherige Preisträgerinnen und Preisträger

1981	Hugo Bütler, Peter Frey, Urs P. Gasche	1992	Hans Caprez, Christine Fivian-Isliker, Erwin Koch, Patrik Landolt, Linus Reichlin, Mix Weiss, Nadia Bindellam, Regula Heusser, (Swissairpreis)	2002	Jürg Ramspeck (Gesamtwerk), Jürg Rohrer (Alltag/Kleine Form), Arthur Rutishauser, Patrik Landolt, Stephan Ramming, Anna Schindler, Georg Seesslen, Ursula von Arx, Peter Ackermann
1982	Caroline Ratz, Jonn Häberli, Wilfried Maurer, Hans Moser, Edmund Ziegler	1993	Thomas Burla, Antonio Cortesi, Sepp Moser, Kaspar Schnetzler, Walter Sturzenegger, Barbara Suter, Edith Zweifel, Peter Pfrunder (Swissairpreis)	2003	Margrit Sprecher (Gesamtwerk), Daniel Germann (Alltag/Kleine Form), Michael Marti, Bernhard Odehnal, Cornelia Kazis, René Staubli
1983	Andreas Kohlschütter, Gisela Blau, Gottlieb F. Höpli, Peter Meier	1994	Herbert Fischer, Peter Haffner, Stefan Keller, Willi Wottreng, Brigitte Hürlimann (Swissairpreis), Giorgio von Arb (Swissairpreis)	2004	NZZ Auslandredaktion (Gesamtwerk), Daniele Muscionico (Alltag/Kleine Form), Bruno Vanoni, Andreas Schürer, Markus Schneider, Jean-Martin Büttner
1984	Dieter Bachmann, Georg Gerster, Anna-Christina Gabathuler	1995	Erwin Haas, Erwin Koch, Herbert Cerutti, Regula Heusser-Markun, Richard Stoffel, Martin Frischknecht (Swissairpreis)	2005	Manfred Papst (Alltag/Kleine Form), Thomas Angeli, Daniel Benz, Rico Czerwinski, Nico Renner, Meinrad Ballmer, Marco Zanchi
1985	Margrit Sprecher, Herbert Cerutti, Arthur K. Vogel	1996	Irène Dietschi, Lukas Lessing (Text), Ute Mahler (Bild), Bernard Senn, Ronald Sonderegger, Peer Teuwsen (Text), Reto Klink (Bild), Peter Sidler (Text) Swissairpreis, Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis	2006	Peter Baumgartner (Gesamtwerk), René Brunner (Alltag/Kleine Form), Peer Teuwsen, Karin Wenger, Christoph Scheuring, Hansi Voigt, Ursula Gabathuler
1986	Markus Mäder, Verena Eggmann, Hans Caprez Klaus Vieli, Benedikt Loderer	1997	Pia Horlacher, Thomas Meister, Bruno Ziauddin, Finn Canonica (Swissairpreis)	2007	Karl Lüönd (Gesamtwerk), Charlotte Jacquemart, Daniel Hug, Bruno Ziauddin, Christian Schmidt, Gabrielle Kleinert, Marcel Hänggi
1987	Christian Speich, Jürg Frischknecht, Martin Born	1998	Fredi Lerch, Christoph Keller, Christoph Neidhart, Alfred Schlienger, Peter Haffner (Swissairpreis)	2008	Rainer Stadler (Gesamtwerk), Anja Jardine (Zeitschrift), Constantin Seibt (Zeitung), Daniel Ryser (Nachwuchs)
1988	Werner Catrina, Barbara Vonarburg, Christoph Neidhart	1999	Daniel Ganzfried, Brigitte Hürlimann, Beat Kappeler, Bernhard Raos, Urs Rauber Werner Lüdi (Swissairpreis)	2009	Bernard Imhasly (Gesamtwerk), Catherine Boss, Martin Stoll, Karl Wild (Zeitung), Roland Bingisser (Zeitschrift), Dinu Gautier (Nachwuchs)
1989	Beat Allenbach, Hansjörg Utz, Rolf Wespe Alois Bischof, Niklaus Meienberg, Jürg Rohrer	2000	Beat Kraushaar, Martin Meier, Irena Brezná, Nicole Müller, Richard Reich, Miklós Gimes (Swissairpreis)		
1990	Ursula Binggeli, Colomba Feuerstein, Urs Haldimann, Toni Lanzendörfer, Josef Rennhard, Al Imfeld, Stefan Keller Hedi Wyss, Hanspeter Bundi	2001	Martin Beglinger, Alexej Djomin, Andri Bryner, Lisbeth Herger, Rahel Stauber, Urs Rauber, Oswald Iten (Swissairpreis)		
1991	Peter Hufschmid, Christoph Keller, Christina Karrer, Ernst Hunziker, Guerino Mazzola, Isolde Schaad				

Der Schweizer Medienball feiert ein Jubiläum und tut Gutes



Seit dem letzten Jahr heisst der Zürcher Presseball Schweizer Medienball. Dieser unterstützt den Zürcher Journalistenpreis jährlich mit einem grosszügigen Beitrag. 2009 steht der Ball ganz im Zeichen des Jubiläums. Es ist der 80. Schweizer Medienball, der in diesem Jahr am 31. Oktober im Dolder Grand stattfinden wird. Ein weiterer Jubilar ist der diesjährige Medienpartner «Blick», der sein 50-jähriges Bestehen feiert.



Journalistenpreis-Broschüre

Wie auch im letzten Jahr konnte erfreulicherweise in Kooperation mit dem Zürcher Presseverein und dem Medienpartner des diesjährigen Balls diese Broschüre gedruckt werden. Sie präsentiert sich als gelungenes Ergebnis einer guten Zusammenarbeit des Zürcher Pressevereins und des Zürcher Journalistenpreises.

Wohltätigkeit

Der Schweizer Medienball alimentiert Reporter ohne Grenzen und den Zürcher Journalistenpreis – Letzteren bereits seit vielen Jahren. Jeder Sponsor und jeder Ballgast tut mit seiner Teilnahme Gutes und unterstützt und fördert die Berufsgruppe der Journalisten sowie die Meinungs- und Pressefreiheit.



Interessantes am Ball

Das Fürstentum Liechtenstein als Gastland gibt den roten Faden vor. Das kleine Land wird sich gross präsentieren. Die Vielseitigkeit des kleinen Nachbarn wird sich in den unterschiedlichen Bereichen zeigen: So gibt es Preise bekannter Unternehmen aus Liechtenstein bei der hochkarätigen Tombola zu gewinnen, Starköche werden das Menü zubereiten und einige wohlbekannte Ehrengäste werden das Ländle gebührend vertreten.

Grösseres Kontingent an Champagner-Ballkarten

Der Vorverkauf für dieses Jahr ist gut gestartet. Die Dinner-Ballkarten sind bereits fast ausverkauft. Wir freuen uns, dass wir das Kontingent an Champagner-Ballkarten für 2009 erhöhen konnten. Sichern Sie sich Ihre Ballkarten bald! Karten können unter www.medienball.ch bestellt werden.

Daniel Frey und Diritje Hüttmann organisieren zusammen mit dem Team von Frey Communications SA seit 2005 den Schweizer Medienball & Zürcher Presseball.

Dank für Unterstützung und Spenden

Wir danken ganz herzlich

.....
dem Zürcher Presseverein ZPV für seine grosszügige Unterstützung, die es erlaubt, die Kosten für die Preisverleihung weitgehend abzudecken

.....
der Ringier AG, Blick-Gruppe, für den Druck dieser Broschüre

.....
der Frey Communications SA für ihre Beratung und die Organisation des Schweizer Medienballs & Zürcher Presseballs

.....
dem «Landboten» für die Übernahme der Saalmiete im Casinotheater Winterthur

.....
dem Stadtrat Winterthur für seinen Beitrag an den Apéro

.....
dem Blumenhaus Blumen Müller in Winterthur für die gediegene Blütenpracht an der Preisverleihung

.....
der Bildagentur Keystone in Zürich für die Überlassung von Fotomaterial für diese Broschüre

Folgende Firmen und Organisationen (gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben die Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder in verdankenswerter Weise ermöglicht:

- Tamedia AG
- Orange Communications SA
- Ziegler Druck- und Verlags-AG
- Schweizer Verband der Raiffeisenbanken
- Neue Zürcher Zeitung
- Nobel Biocare
- Schindler Management AG
- Chocoladefabriken Lindt und Sprüngli AG
- Coop
- Credit Suisse
- Elektrizitätswerke des Kantons Zürich
- Helsana Versicherungen
- Rentenanstalt / Swiss Life
- Bank Vontobel AG
- CSS Versicherung
- Hoffmann-La Roche
- IBM Schweiz
- Jelmoli Service AG
- Johann Jacob Rieter-Stiftung
- Migros-Genossenschafts-Bund
- Novartis International AG
- Syngenta International AG
- UBS AG
- Verband Schweizer Presse
- Zürcher Kantonalbank

- Xanthippe Verlag

- Cablecom GmbH
- Dr. Björn Johansson
- Meier + Cie AG Schaffhausen
- Orell Füssli Wirtschaftsinformationen AG
- Swiss International Air Lines AG
- Zürich Versicherungsgesellschaft

- Electrolux AG

- Victorinox AG

Impressum

Herausgeberin

Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Kirchweg 61
8102 Oberengstringen
T 044 750 29 68
F 044 750 29 43
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch

Bankverbindung

UBS AG
Postfach
8098 Zürich
Konto-Nr. 230-208.241.40J

Redaktion

Manuela Nyffenegger, Adlikon

Gestaltung

TGG Hafen Senn Stieger, St.Gallen

Druck

Swiss Printers - NZZ Fretz AG

Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Kirchweg 61
8102 Oberengstringen
T 044 750 29 68
F 044 750 29 43
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch